Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 3 | Leipzig, den 14. Januar | 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Von der Geduld: 2 — Das Gemeindeprinzip und die Predigt: 3. Die Organisation — Michael Baumgartens Lebenserinnerungen — Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Italiens von Th. Trede: 2 — Todsünden. Roman von Hermann Heiberg — Die deutsche Alkoholfrage: 3. Was wird durch die Alkoholproduktion der Volksernährung entzogen? 4. Wieviel Arbeitskraft erfordert die Herstellung der alkoholischen Getränke? — Verschiedenes: Die neueste Schrift Henry Drummonds; Zu Björnsons Ragni; Die Angelegenheit des Pastors Klein in Reinerz — Anzeigen

Von der Geduld

2.

Wie können wir aber die Geduld gewinnen und bewahren? Unter einem Bilde des edlen Dr. Fabri, dessen Heimgang im verflossenen Jahre auch unsre Zeitschrift beklagte, las ich einst den eigenhändig geschriebenen Sinnspruch: „Ein Christ ist ein Mann, der warten kann." Man spricht: Kinder müssen warten. So gilts auch: Gottes Kinder, d. h. Christen, müssen warten können, müssen Geduld gelernt haben. „Stärket eure Herzen," sagt Jakobus zur Erläuterung der Mahnung: seid geduldig! Aber was sind denn nun näher das für Kräfte, Antriebe und Beweggründe, die das Herz des Christen zur stillen, demütigen, standhaften Geduld stärken? Es sind die drei köstlichen Früchte des Geistes Christi: Glaube, Hoffnung, Liebe.

„Wisset, daß euer Glaube, so er rechtschaffen ist, Geduld wirkt," heißt es im Eingang des Jakobusbriefes. Der Glaube aber richtet sich auf die Liebe Gottes, die uns im Leben und Sterben Jesu Christi unerschütterlich gewiß geworden ist. Von der Erfahrung dieser Gottesliebe lebt unser Glaube. In Christo treffen wir Gottes Herz und dürfen triumphiren: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? Aber in dem allen überwinden wir weit um des willen, der uns geliebet hat." So wurzelt die überwindende Geduld ganz in diesem christlichen Glauben. Türken und Heiden kennen nicht den Gott der ewigen Liebe, den Vater unsers Herrn Jesu Christi, darum kennen sie auch nicht das starke Herz und die Geduld des Christen. Wenn der Muhammedaner der ehernen, unabänderlichen Vorausbestimmung seines Allah in stumpfer Ergebung sich unterwirft, wenn der Weltweise das Unvermeidliche mit Würde trägt und selbstgerecht, hochmütig auf seine eigne Kraft trotzt, so ist das die Geduld eines harten, aber nicht eines starken Herzens, und ist oft nicht sehr verschieden von der Verzweiflung. Ein Christ aber hat das starke Herz des kindlichen Glaubens, er demütigt sich unter die gewaltige Hand Gottes; er weiß, es ist des Vaters Hand, die ihn züchtigt; er vertraut, daß Gott nicht über Vermögen versucht, und spricht: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst. Ich traue deinen Wunderwegen, sie enden sich in Lieb und Segen.

Im Glauben ruht die Hoffnung. Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet. Wir hoffen aber auf Gott und den Herrn Jesus Christus nicht allein für dieses, sondern auch für jenes Leben. Denn wir haben die teuren göttlichen Verheißungen von dem himmlischen Vaterhause, dem unbeweglichen Reich, der zukünftigen Stätte, von der Wiederkunft Christi, der Auferstehung und dem ewigen Leben. „Die Zukunft des Herrn ist nahe." Jakobus erwartete mit der ältesten Christengemeinde die Wiederkunft Christi noch zu erleben. Doch Zeit und Stunde des Endes weiß Gott allein, vor dem tausend Jahre sind, wie der gestern vergangne Tag. Unausbleiblich, unentfliehbar aber ist des Herrn Zukunft für jeden unter uns in der Todesstunde; wer weiß, wie „nahe" sie ist!

Was ist des Lebens Herrlichkeit? Wie bald ist sie verschwunden!
Was sind die Leiden dieser Zeit? Wie bald ists überwunden!

Die Hoffnung des Christen sieht im Sterben nicht Verlust, sondern Gewinn. Dieser Zeit Leiden sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden. Darum Geduld! Auch die schwerste Mühsal und Entbehrung der irdischen Wüstenwanderung wird erträglich durch die Aussicht auf das Erbteil und gelobte Land.

Hoffnung ist die zweite Wurzel der Geduld. Liebe ist die dritte. Wir müssen auch mit einander Geduld haben und einer des andern Last tragen. Gott ist geduldig und von großer Güte. Ein Kind Gottes muß dem Vater nachahmen. Wie viel Geduld muß Gott mit unsern Sünden und Gebrechen haben! Und wir sollten keine Geduld haben mögen mit unsern Nächsten? Wollen wir Schalksknechte sein? Echte Liebe haßt die Sünde, aber ist barmherzig gegen den Sünder, sie richtet nicht, sie läßt sich nicht erbittern, sie trägt alles, glaubt alles, hofft alles, duldet alles. Seid geduldig mit einander: so ruft Gottes Wort in alle Kreise der menschlichen Gemeinschaft hinein, Herrschaften und Dienstboten, Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Ehegatten, Brüdern, Schwestern, Freunden.

Bleiben wir also im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe, so bleiben wir auch in der Geduld. Also sollen wir, „liebe Brüder," die geistliche Verwandtschaft mit Christus, dem Erstgebornen unter vielen Brüdern beweisen. Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens; da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz und achtete der Schande nicht, und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes. Gedenket an den, der ein solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat! (Hebr. 12). Hier ist mehr, als nur ein Vorbild, hier ist der Erlöser, der barmherzige Hohepriester, der Mitleiden mit unsrer Schwachheit, auch mit unsrer Ungeduld hat und uns Kraft giebt, davon frei zu werden. Er bezwingt uns durch seine Freundlichkeit, sodaß wir uns unsrer Ungeduld als einer schweren Sünde schämen, und er schenkt uns seinen heiligen Geist, daß wir vermögen mit ihm zu leiden, um mit ihm zu herrschen, ihm das Kreuz nachzutragen, in der Gewißheit, auch seiner Herrlichkeit teilhaftig zu werden; er versichert ja: „Wo ich bin, soll mein Diener auch sein."

Noch zwei Ratschläge zur Erwerbung der Geduld für Angefochtene. Es gilt anhalten am Arbeiten und am Beten. Die gemeinnützige Berufsarbeit im Dienste des Herrn und der Brüder ist eine Wohlthat, sie wirkt lindernd, befreiend, Schmerz stillend. Und endlich das Gebet, das Herzausschütten vor dem himmlischen Vater, das Herabholen der Gotteskräfte von oben her; laßt uns nicht müde werden im Flehen, so wie Matthias Claudius in seinem güldnen ABC es uns auf die Lippen gelegt hat:

Geduldig sein, Herr, lehre mich,
Ich bitte dich, ich bitte dich!

Der Herr aber richte unsre Herzen zu der Liebe Gottes und zu der Geduld Christi! O A

Das Gemeindeprinzip und die Predigt

3. Die Organisation

Als die Vertreter der Ueberlieferung haben die Geistlichen die ganze kirchliche Ueberlieferung, und zwar als eine unablässig fortwachsende, den Gemeinden zur Nährung und Vertiefung ihres Lebens darzubieten. Die Quelle des Lebensstroms, der durch die Kirche geht, ist die heilige Schrift. Es ist also die nächste und wichtigste Aufgabe der Geistlichen, den Gemeinden das Leben der heiligen Schrift so zu erschließen, daß sie nachempfinden und in sich aufnehmen können, was die Seelen der Propheten und Apostel bewegt hat, und was in Christo uns gegeben ist. Dazu genügt gar nicht, daß über Abschnitte der Schrift gepredigt wird. Wir müssen durchaus den Grundsatz zur Geltung bringen: Predigt für sich, und Schrifterklärung für sich. Sonst kommt keine zu ihrem Rechte. Daß dies wahr ist, das beweist der Umstand, daß der größte Teil der Gemeindemitglieder die heilige Schrift nicht mehr liest. Die Predigt erfüllt also in dieser Beziehung ihren Zweck nicht. Und sie kann ihn nicht erfüllen. Sie ist auf den innern Fortschritt ihres Grundgedankens angewiesen. Verliert sie sich in Einzelheiten der Schrifterklärung, dann wird ihre innere Folgerichtigkeit unterbrochen und ihre Wirksamkeit gehemmt. Natürlich kann in der Kirche nicht gelehrte Exegese getrieben werden. Die Kirche ist keine Schule. Nur lebensvolle und lebenspendende Reproduktion des Schriftinhaltes ist in ihr zulässig. Ich meine, fortgehende, erbauliche Erklärung einzelner biblischer Schriften, unter Weglassung der Abschnitte, die von der Gemeinde nicht angeeignet werden können — sie ist die Aufgabe unsrer Abendgottesdienste. Erkläre ich z. B. Paulusbriefe, so muß die Gemeinde sich daran erbauen, miterleben, wie Christus in seinem größten Apostel eine Gestalt gewinnt. Aber sogleich hier erkennen wir, daß wir ohne feste Gemeindebildung keinen Schritt weiter kommen. Sogleich die erste, notwendigste Aufgabe, die nämlich, die Gemeinden wieder vertraut mit der heiligen Schrift zu machen, ist nur dann zu lösen, wenn die Gemeinden durch den Lebenstrieb der brüderlichen Liebe innerlich geeint sind. Nur solche Gemeinden haben die Ruhe und die Sammlung, an eine so ernste Arbeit sich hinzugeben. Ein Predigtpublikum sucht nur eine augenblickliche Anregung.

Am schlimmsten steht es bei dem gegenwärtigen Zustande des Gemeindelebens um die Aneignung des zweiten Bestandteils der Ueberlieferung. Die Reformationszeit kannte die Geschichte in unserm Sinne überhaupt nicht. Die Begründung der geschichtlichen Wissenschaft gehört zu den höchsten Thaten und Ehren des Protestantismus. Die Kirche des Unfehlbaren kennt nur Wahrheit oder Lüge. Wir wissen, daß Gott uns nur in alle Wahrheit leitet. Diese Erkenntnis ist die Quelle unsrer Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit. Leider aber ist bei der Starrheit, die in unserm kirchlichen Leben hie und da ganz unüberwindlich zu sein scheint, noch niemand darauf gekommen, das unvergleichliche Gut, das wir in unserm Verständnis der Geschichte besitzen, ordnungsgemäß für unser Gemeindeleben zu verwerten. Wie sollen unsre Gemeindemitglieder wissen, was sie an der Religion Jesu haben, wenn ihnen nicht dargelegt wird, wie sie sich entfaltet, was sie gewirkt, wie sie in den größten Gefahren sich bewährt und wozu sie ihre Träger und Märtyrer gemacht hat? Unsre Gemeindemitglieder müssen in unsre große Vergangenheit sich einleben können. Darum muß man sie ihnen nicht in gelehrter Weise, wohl aber so darstellen, daß die Herzen sich an ihr erbauen und nähren können. Ich fordre also für die Wintermonate, etwa am Abend eines Wochentages, bestimmt angeordnete, regelmäßige geschichtliche Erbauungsstunden. Diese Lücke muß endlich ausgefüllt werden. Aber freilich, auch dazu gehören wirkliche, ruhig gesammelte Gemeinden, die vor einer ernsten Geistesarbeit sich nicht scheuen, um wahre Erbauung zu finden. Und wie befreiend und vertiefend wird es wirken,

wenn der Strom des geschichtlichen Lebens in das Gemeindeleben hineingeleitet wird und man sich nicht mehr auf das zwistweckende Dogma „verklemmt."

Nach dem allen ergiebt sich ganz von selbst, was im eigentlichen Hauptgottesdienst zu predigen ist. In ihm ist gleichsam das Fazit zu ziehen aus der Offenbarung Gottes, deren Urkunde die heilige Schrift ist, und aus dem Verlauf der Geschichte der Religion und der Kirche. Das ist ausgesprochen in dem Bekenntnis der Gemeinde, im Katechismus. In ihrem Bekenntnis die Gemeinde zusammen zu schließen, das ist die Aufgabe der eigentlichen Predigt. Darauf muß jahraus jahrein ihre Arbeit sich richten. Für ein flüchtig sich sammelndes Predigtpublikum mag es sich eignen, daß aus einer Perikope der dieses, der jenes Thema erfindet. Dem Predigtpublikum entspricht die Erfindungspredigt; Gemeindepredigt ist Katechismuspredigt. In den Bibelstunden, in den erbaulichen Vorträgen aus der Geschichte erlebt es die Gemeinde mit, wie die Religion Jesu in andern Personen eine Gestalt gewinnt. Im Hauptgottesdienst muß in voller Klarheit ganz unmittelbar einmal die Sache selbst reden. Wenn immer wieder von zum Teil recht schwierigen Texten ausgegangen und auf deren Deutung Zeit und Fleiß gewendet wird, so wird von den großen Gegenständen des Glaubens nie ganz der Schleier weggezogen. Der Glaubensinhalt tritt in den Texten meist nur in der Beleuchtung zu Tage, die aus der besondern Lage des biblischen Schriftstellers sich ergab. Dazu kommt die individuelle Textauffassung des Predigers. So kommt die Gemeinde vor lauter Vermittlungen nicht zur Sache selbst. Vor allem kommt es nie zu einer zusammenhängenden, planvollen Unterweisung über die christliche Lebensanschauung und ihren innern Zusammenhang. Die Aufeinanderfolge der Texte zwingt zu einem steten Abspringen. Die Uebergänge, die vielleicht versteckt zwischen den Texten vorhanden sind, faßt die Gemeinde nicht.

Die Gemeinde bedarf einer vollständigen, ununterbrochenen, systematischen Darlegung ihres Glaubens an Gott, an Christus, an das Werk des heiligen Geistes und den sittlichen Inhalt aller menschlichen und göttlichen Lebensordnungen. Der Atheismus lebt als System in den Massen unsers Volkes. Er kann nicht durch Aperçus, sondern nur durch ein System überwunden werden. Und daß es zur systematischen Aneignung des Atheismus gekommen ist, daran ist die Kirche nicht ohne Schuld. Sie hat eben nur Erfindungspredigten, nur Aperçus dargeboten und kein christliches Gesamtbewußtsein, kein einmütiges Bekenntnis durch ihre Predigten in den Gemeinden begründet. Es kann doch die grauenvolle Unwissenheit über den Grund und den Inhalt unsers Gottesglaubens, über Sünde und Strafe, über den sittlichen Zweck des Lebens, der Arbeit und der Familie — es kann diese grauenvolle Unwissenheit, die in jeder Nummer eines sozialdemokratischen Blattes sich ausspricht, unmöglich von der Kirche ganz unverschuldet sein. Man fühlt den Mangel, der bei der Erfindungspredigt übrig bleibt. Man sucht ihm durch Vorträge abzuhelfen. Gellerts und Fichtes systematische Reden sind schon früher in eine ungeheure Lücke eingetreten, die infolge der Perikopenpredigt geblieben war. Aber was das Lebensband der Gemeinde ist, ihr Bekenntnis, das soll nicht dem Zufall freier Vorträge überlassen, sondern da ihr angeeignet werden, wo sie am innigsten geeint ist, in ihrem Hauptgottesdienst. In der Festhälfte des Kirchenjahres haben wir immer über den zweiten Artikel zu predigen, in der festlosen Hälfte das erste Jahr über die zehn Gebote, das andre über die sieben Bitten, das dritte über den ersten und den dritten Artikel und über die Sakramente.

Ich sagte, die Texte zeigen den Gegenstand, um den es sich handelt, meist in der individuellen Beleuchtung, die aus der augenblicklichen Situation des biblischen Schriftstellers sich ergiebt. Ich betone jetzt das „meist." Es giebt auch eine hinreichende Anzahl von Texten, in denen ein Rätsel des Glaubens ein für allemal in einem Wort gelöst ist, das weitere Fragen abschneidet und für alle Zeiten für eine bestimmte Erkenntnis den nicht weiter zu übertreffenden Ausdruck giebt. Und wenn solch ein Wort zunächst auch eine individuelle Bedeutung hatte, so ist sie im Gebrauch doch zurückgetreten. Solche Worte, die

der Gemeinde bekannt sind und als Leitsterne für ihr Leben dienen oder doch dienen sollten, werden in der festlosen Hälfte die Texte unsrer Katechismuspredigten bilden. Denn textlose Predigten will ich in keiner Weise empfehlen. Die Festhälfte weist uns von selbst an die Geschichte. Wir haben der Gemeinde immer wieder Christi Person und Werk so darzustellen, daß es zu einer Aneignung im Glauben kommt. Christi Bild besitzen wir aber nur in der Gestalt, die es in den Seelen der biblischen Schriftsteller gewonnen hat. Da wären textlose Predigten doppelt verwerflich, ja geradezu gegenstandslos. Ich würde in der Festzeit die Texte vielleicht das eine mal aus den Synoptikern, dann aus Paulus, endlich aus Johannes, immer aber so auswählen, daß wirklich planvoll die Person und das Werk Jesu der Gemeinde gedeutet würde.

Es versteht sich ganz von selbst, daß auch von den Katechismuspredigten alles Doktrinäre streng fernzuhalten ist. Hier hat die Wissenschaft der Kirche noch einen großen Dienst zu leisten. Sie muß allseitig die Aufgabe in Angriff nehmen, aus dem Glauben und für den Glauben eine zusammenhängende Darstellung des religiösen und sittlichen Gemeindeglaubens hervorzuarbeiten, nicht des empirischen, sondern des idealen, der aus Schrift und Geschichte sich ergiebt. Sie muß dadurch den Geistlichen Anleitung geben, den orthodoxen und den liberalen Rationalismus los zu werden und in der Predigt in der Sphäre des Glaubens zu bleiben. Der Gemeindegedanke, der zur Gemeindepredigt führt, wird infolge davon heilsam auch auf das theologische Studium zurückwirken. Wie das siebzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der scholastischen Theologie gewesen ist, so kann man unsre Zeit die der dogmatischen Kompendien nennen. Es gereicht ihr nicht zur Ehre, daß in ihr diese auf eine äußerliche Schulung und für das Examen berechneten Stoffsammlungen aus der biblischen Theologie, der Dogmengeschichte und der Scholastik eine so große Macht gewonnen und ohne Zweifel nur zu viele Theologen verleitet haben, niemals eine zusammenhängende Darstellung der Glaubenslehre zu lesen. Jedenfalls aber haben sie keine Anleitung dazu gegeben, rationalistische Instanzen von der Predigt fern zu halten und aus dem Glauben und für den Glauben zu predigen.

Katholiken haben gesagt, die evangelischen Predigten bestünden zum Teil aus „Nebelbildern.“ Irre ich nicht, so stammt dies Wort von keinem Geringeren als von Döllinger. Ich weiß, wie unberechtigt dies Wort den ernsten und bedeutenden Predigern der Gegenwart gegenüber ist. Aber daß es eine Gefahr bezeichnet, die da eintritt, wo so viele Aufgaben sich mischen, das ist zuzugestehen. Jetzt soll die Predigt Schrifterklärung, Belehrung über die wichtigsten Glaubensfragen, Ermahnung, Seelsorge und noch vieles andre darbieten. Dabei wird leicht alles abgeblaßt. Die Katechismuspredigt, die ich fordre, soll einfach belehren über das Wesen und Wirken Gottes, Christi, des heiligen Geistes. Diese Belehrung wird ganz von selbst zur Erbauung und zur Ermahnung. Was könnte mich mehr erbauen, mehr zur Buße und zum Glauben erwecken als solch eine (nicht doktrinäre) aus dem Glauben geborne und für den Glauben bestimmte Beschreibung des göttlichen Wesens und Wirkens? Wo die Absicht nicht ausgesprochen, sondern nur durch die Sache selbst erreicht wird, da wird sie am vollkommensten erreicht. Die absichtliche Ermahnung wird da, wo sie notwendig ist, an Bußtagen, vor der Feier des heiligen Abendmahls und bei besondern, das Leben und die Ehre der Gemeinden erschütternden Anläßen nicht zu unterlassen sein. Daß hervorragende Laien sie übernehmen könnten, darauf werden wir wohl noch lange warten müssen. Die Geistlichen werden hier, wie bei der Leitung der Gemeindeseelsorge, noch lange vollkommen unentbehrlich bleiben. Aber sie werden sich glücklich fühlen, in den Katechismuspredigten nun doch endlich klar und ganz den großen Inhalt des Glaubens erschöpfend darlegen und dadurch indirekt und doppelt erfolgreich auch zur Buße erwecken zu können. Und schon das Recht und die Pflicht, einmal den Glaubensinhalt selbst, und zwar in seinem ganzen Umfange, zur Darstellung zu bringen, wird wie eine Erlösung empfunden werden. Mir ist es in meiner ganzen amtlichen Thätigkeit eine Qual gewesen, daß ich bei jeder Predigt mir sagen mußte: Du kommst der

Sache doch nicht auf den Grund; du mußt das Beste in das Herz zurückdrängen; denn die individuelle Gestalt des Textes zieht dir enge Linien oder weist dich auf eine beschränkte Bahn.

Mit der Predigt kommt die ganze amtliche Stellung der Geistlichen zur Klarheit. Es schwindet der peinigende Gedanke, von dem eignen Leben die ganze Gemeinde immer wieder nähren, religiös sich erschöpfen zu müssen. Es schwindet auch die Sorge, jeden Sonn- und Festtag eine hervorragende künstlerische Leistung beschaffen, immer wieder erfinden zu müssen. Es schwindet die Gefahr, fremde Leistungen zu benutzen und an der ernstesten Stätte unredlich zu sein, Ruhm durch Diebstahl zu erwerben. Die ganze Stellung des Geistlichen, der nach meiner Auffassung der Gemeinde gegenüber die Kirche, also die Ueberlieferung zu vertreten hat, verpflichtet ihn dazu, von allen Lehrern der Vergangenheit und der Gegenwart so viel als möglich zu lernen. Man erwartet und fordert von ihm nicht die Benutzung fremder Arbeit, wohl aber die möglichst umfassende Aneignung fremder Gedanken. Der Geistliche ist eben Lehrer der Gemeinde geworden. Diese klare Stellung wird und muß die richtige Würdigung und die Wertschätzung seines Berufes erleichtern. Stehen die Geistlichen im Auftrage der Kirche als Lehrer in der Gemeinde, dann wird jedermann von ihnen erwarten, daß sie wie andre Menschen, und namentlich wie alle andern Lehrer, auch im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, nämlich um etwas Tüchtiges zu lernen und es zu lehren. Niemand wird mehr annehmen, über einen Text ein paar geistreiche oder nicht geistreiche Gedanken zu sagen, das mache sich von selbst; die Geistlichen führten also ein müheloses Leben geistigen Genusses. Jeden Sonntag über die schwersten Themata zu predigen, dazu gehört die andauerndste, ernsteste wissenschaftliche Arbeit. Der werden alsdann auch die Geistlichen noch mehr, als es wenigstens von manchen bisher geschehen ist, sich unterziehen. Müssen sie immer wieder über die wichtigsten Fragen des christlichen Glaubens reden, so werden sie die wissenschaftliche Arbeit verfolgen, die immer neue Lösungen versucht. Sie werden so wenig wie ein Professor der Theologie der wissenschaftlichen Fortarbeit sich entziehen können.

Freilich die schwerste Aufgabe bleibt die des Geistlichen auch so. Wenn er auch nicht der eignen Erfindung bedarf, sondern die Schätze der Ueberlieferung darbietet, so muß er sie doch als solche darbieten, die in ihm selbst Geist und Leben geworden sind. Denn nur in diesem Falle können sie Geist und Leben wirken. Und wenn er auch nicht neu zu produziren braucht, was er vorträgt, so muß er es doch mit der produktiven Lebendigkeit darstellen, die aus der eignen Ueberzeugung quillt, und zugleich so schlicht und einfach, daß auch ein Knecht und eine Magd es verstehen, und daß es ihnen zu Herzen geht. Und wenn er auch nicht durch eine asketische Lebensweise von andern Gemeindemitgliedern sich zu unterscheiden oder mit einem besondern Heiligenschein sich zu umgeben hat, sondern nach echt protestantischer Ansicht ein christlicher Laie unter christlichen Laien sein soll, so muß er doch in jedem Augenblicke dessen eingedenk sein, daß wie bei einem Hausvater all seine Worte vergeblich sind, wenn sein Leben ihnen widerspricht.

Wird die Liebesthätigkeit und die Seelsorge der Gemeindemitglieder in der schon früher von mir beschriebenen Weise in Gang gebracht, dann werden die Gemeindemitglieder mit ihrem Pastor, als dem Träger der Ueberlieferung, durch doppelt innige Liebe sich verbunden fühlen. Sie arbeiten alle mit, die christliche Vollkommenheit in der Gemeinde zu verwirklichen. Sie verlangen daher selbst nach dem Manne, der, durch das Studium der Geschichte belehrt, die christliche Vollkommenheit zu beschreiben versteht. Es sind in der Gemeinde zwei Pole vorhanden, die sich gegenseitig anziehen und auf deren Wechselwirkung das Leben beruht. Die seelsorgerische Arbeit der Gemeinde bethätigt das vorhandene, gegenwärtige Christentum. Die Arbeit des Geistlichen bereichert es durch die Lebensfülle, die von der Vergangenheit dargeboten wird. So wird ein wirklicher Fortschritt begründet.

Jetzt, wo die Erfindungspredigt das Ein und Alles ist, treten die naturgemäßen Gegensätze nicht klar auseinander. Da kann auch kein geordneter Fortschritt begründet werden. Es

bleibt gleichsam alles verschwommen. Kommt einmal ein wirklich begabter Redner, so kommt ein vorübergehender Eindruck zu stande. Dann schwindet alles wieder. Die verflachende humanitäre Richtung, deren zuletzt die Sozialdemokratie sich bemächtigt hat, um gleichen Genuß für alle zu fordern, wird nie durch die Erfindungspredigt überwunden werden, deren Erfolg in den meisten Fällen doch nur eine Stimmung ist. Es muß in unsern gottesdienstlichen Vorträgen mehr gearbeitet werden. Ich glaube, daß Schleiermachers Wort, die Predigt solle eine „Zirkulation der Religion“ hervorbringen, wider Willen viele in die Irre geführt hat. Nur das Gebet und also auch der gemeinschaftliche Gesang bringt unmittelbar eine Zirkulation der Religion hervor. Auch der Lehrvortrag soll allerdings im letzten Grunde darin sein Ziel haben. Er hat es aber dadurch zu erreichen, daß er in ernster Arbeit die Hörer zum Verständnis des erbaulichen Gegenstandes führt. Man eignet sich eine Sprache nicht an, wenn man sie hört und sie nachzusprechen sucht. Man darf die ernste Arbeit nicht scheuen, systematisch einzudringen in ihren Organismus. Sonst bleibt man ein Dilettant; und was man gelernt hat, vergißt man sofort.

Wir Theologen stehen unerschütterlich fest in unserm Glauben, weil wir immer wieder die heilige Schrift, die Geschichte der Religion und der Kirche Jesu und die Glaubens- und Sittenlehre studiren. Dieser mühevolle Weg ist auch unsern Gemeinden nicht zu ersparen. Der gelehrte Apparat ist nicht für sie. Aber den Inhalt müssen sie genau so wie wir voll und ganz sich aneignen, nicht bloß einen Eindruck von ihm. Die katholische Kirche mag sich damit begnügen. Sie mag in ihren Gottesdiensten ein Blütenleben führen. Sie gängelt dann durch ihr Regiment, namentlich durch den Beichtstuhl, die Laien. Wir gründen unsre Kirche auf das allgemeine Priestertum. Wir müssen also unsre Gemeindemitglieder so ausrüsten, daß sie, wie wir Theologen, auf eignen Füßen stehen können. Sprachstudium, Kritik, Erkenntnistheorie, Metaphysik gehören nicht für sie. Was wir ihnen bieten, das muß immer erbauen und das religiöse Leben nähren. Aber sie müssen eine Anschauung von dem Kampf und Sieg und von dem mächtigen Erfolge des Geistes Jesu in der Geschichte haben. Und sie müssen zu einer fortschreitenden Einsicht in Gottes Wesen und Wirken, in die Bedeutung der Person und des Werkes Jesu, in die Wirksamkeit des heiligen Geistes in den einzelnen Seelen und in allen Lebensordnungen kommen. Dazu sind sie planvoll zu erziehen. Die Unwissenheit, die wir haben aufwachsen lassen, schreit zum Himmel.

Aber sicher wird man sich nicht dazu ermannen, eine tiefergehende, geordnete Arbeit in Bibelstunden, erbaulichen Vorträgen aus der Geschichte und jahraus jahrein wiederkehrenden Katechismuspredigten in Gang zu bringen. Man baut katholische Kirchen und pflegt zuweilen ein Blütenleben wie im katholischen Kultus. Ich habe wenigstens meine Erfahrungen aussprechen wollen. Ich bin nicht unfehlbar und werde auch für eine Widerlegung dankbar sein. Mein Ideal ist mit zwei Worten auszudrücken: in der seelsorgerischen Liebe selbstthätige Gemeinden in steter Wechselwirkung mit der Kirche, d. h. mit einem Lehrstande, der, von den Gemeinden unabhängig, ihnen gegenüber die kirchliche Ueberlieferung, diese aber in ihrem ganzen Umfange, nicht bloß in Erfindungspredigten vertritt. Tüchtige Gemeinden fordern einen tüchtigen Lehrstand. Sie können nicht Männer brauchen, die durch Vertretung von Parteiinteressen oder durch künstlerische Begabung und durch Kunstreden die Bildung von Personalgemeinden sich erschmeicheln. Es ist unsrer Kirche zu helfen, sie kann so stark gemacht werden, daß sie imstande ist, die Hierarchie und den Atheismus zu überwinden. Aber die Schwerfälligkeit die jede Entfaltung ihres Lebens hemmt, muß überwunden werden. Wir seufzen nach einem tüchtigen Organisator, der den Weg bahnt, einen tüchtigen Lehrstand und festgeschlossene, selbstthätige Gemeinden zu schaffen. Unsre Augen suchen ihn an den grünen Tischen der Konsistorien und in den Studirstuben der Geistlichen. Wir können noch nirgends ihn finden. Aber unser Verlangen nach ihm wollen wir immer wieder aussprechen. Gott wird ihn doch endlich geben. E S

Michael Baumgartens Lebenserinnerungen*)

Am 21. Juli 1889 ist Michael Baumgarten aus allem Kampf und allen Enttäuschungen seines Lebens als ein Siebenundsiebzigjähriger heimgerufen worden. Es war ihm noch vergönnt gewesen, in den letzten Lebensjahren die Geschichte seines Lebens, seiner Leiden, seiner Hoffnungen niederzuschreiben, und nun hat ein alter Freund des Entschlafenen, der holsteinische Pastor Studt, das handschriftliche Vermächtnis Baumgartens an die Oeffentlichkeit gebracht. Ein andrer Freund, H. Ziegler in Liegnitz, hat in einem Schlußkapitel über die letzte Lebenszeit, über die freundschaftlichen Beziehungen, die Baumgarten mit ihm verbanden, und über den Charakter des von den verschiedenen Parteien zum Teil so hart verurteilten Mannes Bericht erstattet.

Es ist in unsern Tagen nichts Seltenes, daß Theologen, die ihr Leben hoch hinauf gebracht und die kirchlichen Verhältnisse von höherer Warte aus zu beobachten und in den kirchlichen Aufgaben der Gegenwart mitzuarbeiten Beruf und Gelegenheit gehabt haben, am Abend ihres Lebens uns in einer Selbstbiographie über ihr Leben erzählt haben. Das sind denn meist Lebenserinnerungen solcher, die in friedlichem Hafen angelangt, zu einem befriedigenden Lebensabschluß und damit zum Rückblick auf ein reich gesegnetes Leben gekommen sind. Wer nach Baumgartens Aufzeichnungen greift, muß von vornherein darauf gefaßt sein, ein andres Lied hier zu vernehmen. Zwar nicht das eines Erbitterten, eines an seinem Lebenswege irre Gewordenen oder eines Mannes gebrochener Kraft. Denn Baumgarten ist es vergönnt geblieben unter allem Leid und allen Enttäuschungen, an denen sein Leben so reich gewesen ist, ein jugendlich hoffnungsfröhliches Herz, ja fast möchte man sagen eine kindliche Naivität im Hoffen sich zu bewahren. Es ist für ihn charakteristisch, daß, als ihm im Jahre 1885 die philosophische Fakultät zu Kiel sein Doktordiplom nach fünfzig Jahren erneuerte, ihn in all den mit lateinischer Ueberschwänglichkeit hier ausgesprochenen Lobeserhebungen nichts so sehr erfreute, als das Prädikat spe elatus, „von Hoffnung emporgehoben!“

Wenn man bedenkt, daß Baumgarten seit dem Machtspruch vom 6. Januar 1858 aus seiner amtlichen Arbeit und damit aus seinem natürlichen Berufe gewaltsam herausgerissen war und seitdem einunddreißig Jahre lang unermüdlich und unentwegt, aber immer wieder ohne Erfolg seinen „Kampf ums Recht“ geführt hat, dann muß man von vornherein sich darauf gefaßt machen, daß uns als die breite Hauptmasse in diesen Erinnerungen dieser Rechtshandel entgegen treten wird. Und das ist in solchem Maße der Fall, daß auch schon in die vorausgehenden Kapitel, die Baumgartens Leben vor den Gewaltthaten der Jahre 1857 und 58 behandeln, allerlei Beziehungen auf diese spätere Katastrophe in seinem Leben unaufhaltsam hineindringen und dem Leser den Genuß dieser glücklicheren Jahre in Baumgartens Leben mehr als einmal zu stören drohen. Man sieht, wie sein Leben seit jenem Zusammenbruch seiner Berufsstellung fortan im wesentlichen nur noch einen Inhalt und einen engbegrenzten Gedankenkreis gehabt hat, auf den er alles, was er seitdem erlebt und gedacht, hat zurückführen müssen.

Es war ja bekanntlich der Punkt, an dem die große Mehrzahl derer, die den Theologen Baumgarten verehrt und die Behandlung, die er in Rostock erfahren hat, für eine schwere Vergewaltigung angesehen haben, nie mit ihm überein gekommen sind, daß er, nachdem alle Instanzen, die nach Lage des Rechtes von ihm angerufen werden konnten, ihren Rechtsbeistand ihm versagt hatten, nun nicht den Staub von seinen Füßen schüttelte und aufs neue sich einen Beruf, es sei als Prediger, es sei als akademischer Theologe, anderwärts zu schaffen suchte, sondern nun als lebendige Bußpredigt für die beteiligten Behörden und Personen in Rostock auszuharren beschloß. Er selbst ist

*) Professor D. theol. Michael Baumgarten. Ein aus fünfundvierzigjähriger Erfahrung geschöpfter biographischer Beitrag zur Kirchenfrage. Als handschriftlicher Nachlaß herausgegeben von H. H. Studt, Pastor zu Schönwalde in Holstein. Kiel, E. Homann, 1891. 8 Mark.

bis an sein Lebensende der unerschütterlichen Ueberzeugung geblieben, daß er mit diesem Ausharren auf seinem Platze in Rostock dem fortgesetzten Protest gegen seine Verurteilung die ihm von Gott gewiesenen Wege wandle, eben damit den Beruf erfülle, den er einer von hierarchischen Gelüsten und einem falschen Staatskirchentum bedrohten evangelischen Christenheit zu leisten habe. Aber es ist doch lehrreich, daß selbst sein Freund Ziegler bekennt, oft Schmerz darüber empfunden zu haben, daß er „bis zum Ueberdruß“ diese eine Sache fortan getrieben hat. Er nimmt ihn, und gewiß mit gutem Rechte, in Schutz gegen den Verdacht, als sei das Selbstsucht, Hochmut und anspruchvolles Wesen bei ihm gewesen. Auf der einen Seite zeige sich hier sein Bewußtsein eines von Gott ihm aufgetragnen Berufes, auf der andern Seite freilich auch ein empfindlicher Mangel an Menschenkenntnis. Gewiß werden wir dem übereinstimmenden Urteil der nächsten Freunde Baumgartens Glauben schenken müssen, die ihn von aller persönlichen Eitelkeit freisprechen. Wer ihn nur nach seinen Schriften zu beurteilen hätte, würde allerdings auf den Verdacht geführt werden, daß ein starkes Stück Selbstüberschätzung dabei mitgewirkt habe. Man vergleiche nur den Satz Band I, S. 308, wo er über die herzliche brüderliche Ehrenerklärung, die ihm von der Schleswig-Holsteinischen Pastoralkonferenz 1864 zu teil wurde, mit den Worten quittirt: „Daß sie mir in brüderlicher Liebe ihre Zustimmung erklärte, war ein Akt *schuldiger Dankbarkeit*.“ Und die ganze Art und Weise, wie er in diesen Erinnerungen von sich redet als von dem, der so oft früher als die andern die Zeichen der Zeit erkannt und die Prognose der Zukunft richtig gestellt habe, wie er ferner von der Stellungnahme zu seiner Angelegenheit die wichtigsten kirchlichen Vorgänge bedingt und bestimmt sein läßt, z. B. den Zerfall des Kirchentages in Zusammenhang bringt mit der ihm nicht genügenden Ehrenerklärung, die er zehn Jahre zuvor durch diesen Kirchentag erhalten hatte — dies und manches andre geben dem, der die Persönlichkeit nicht gekannt hat, ein andres, ungünstigeres Bild von dem Verstorbenen, als es seine Freunde in dankbarer Erinnerung bewahren.

Mit vollem Rechte scheint mir jüngst von einem Rezensenten seines Buches im Schleswig-Holsteinischen Kirchen- und Schulblatt sein Verhalten gegenüber dem ihm angethanen Unrecht aus einer Eigentümlichkeit der Volksart, der er entstammte, erklärt zu sein.

Es war seine Art, überall in *Abstraktionen* sich zu bewegen und auch in dem verhältnismäßig Unbedeutenden das Prinzipielle zu erkennen. Es liegt in unsrer schleswig-holsteinischen Natur . . . Bei Baumgarten war diese Sinnesart, die leicht im Leben zu dem führt, was man *Prinzipienreiterei* nennt, jedenfalls durch seine Beteiligung an der schleswig-holsteinischen Erhebung mit ihren Kämpfen verschärft worden.

Daß mit diesem Starrsinn, mit dem er seinen „Beruf“ ergriff, schließlich ihm der freie Blick für die thatsächlichen kirchlichen Verhältnisse verdunkelt wurde und er in unberechtigter Weise das ihm zugefügte Unrecht zum Maßstabe der gesamten kirchlichen Lage machte, kann wohl nicht in Abrede gestellt werden. Wie ungerecht sein Urteil über die treibenden geistlichen Kräfte der Gegenwart werden konnte, zeigen seine Bemerkungen über den Betrieb der innern und äußern Mission in unserm Jahrhundert, wenn er behauptet, durch diese Werke tröste man sich über den Todesschlaf der Gemeinden; den Mangel in dem ordnungsmäßigen Betriebe des Predigtamtes wolle man durch außerordentliches Wirken ausfüllen. Diese Werke gingen aus dem bloßen Bewußtsein der Not und der Pflicht oder eines gesetzlichen Buchstabens hervor, aber nicht aus der Fülle der Kraft des heiligen Geistes, wie in der apostolischen Zeit.

Man hat volles Verständnis dafür, wenn sich Baumgarten, als er sich plötzlich aus seinem Amte unter den schwersten Anschuldigungen herausgeworfen sah, an alle irgendwie kompetenten Instanzen wandte, an Ministerium, Landesherren, Landstände; ferner daß er die Gutachten von Kanonisten über die Rechtmäßigkeit des gegen ihn eingeschlagenen Verfahrens und die Gutachten der Theologen über die materiellen Beschuldigungen, die Krabbe gegen ihn erhoben hatte, sich zu verschaffen suchte. Auch daß er ein Votum des Kirchentages in seiner Angelegenheit wünschen mußte, ist durchaus verständlich. Auch das begreifen wir noch, daß er auf ein Zeugnis der Rostocker Gemeinde, die aus seinen Predigten ihn wiederholt kennen gelernt hatte, Wert legen konnte. Aber da hört mein Verständnis auf, wenn ich sehe, mit was für einer Begier er sich auch u. a. von einer holsteinischen Landgemeinde, die ihn doch nur aus Versicherungen ihres Pastors kannte und die über die zwischen ihm und Krabbe in Verhandlung stehende Frage, ob er die kirchliche Versöhnungslehre bekenne oder nicht, ob seine Schriften in vollem Einklang mit der Lehre der lutherischen Bekenntnisse stünden oder nicht, gar nicht urteilen konnte, seine christliche Integrität bescheinigen ließ. Der Mann, der sonst gegen allen Autoritätsglauben geeifert hat, hat hier nach Zeugnissen gegriffen, die doch nichts andres waren als ein Jasagen zu einem Sprüchlein, das der Pastor seiner Gemeinde vorgesprochen hatte.

Ebenso bedenklich ist mir sein Verhalten in der Abendmahlsfrage. Nach jenem, seinen Charakter und sein Bekenntnis so schwer beschuldigenden Gutachten, das sein Kollege Krabbe in unverantwortlicher Weise abgegeben hatte, wollte Baumgarten nicht anders in Rostock zum Abendmahl gehen, als wenn ihn zuvor der das Sakrament verwaltende Geistliche „öffentlich absolvirte.“ Das sollte aber nicht heißen, was man sonst unter einer Absolution versteht, eine Lossprechung von Sünden, sondern sollte vielmehr die öffentliche Erklärung sein, daß Krabbe ihm Unrecht gethan habe. Das hieß wieder den einzelnen Geistlichen zum Richter in einer Angelegenheit machen, die nicht eine Privatangelegenheit zwischen den beiden Kollegen, sondern eine Angelegenheit zwischen Baumgarten und seiner Behörde war, eine Angelegenheit, über die der einzelne Geistliche, weil er der Beichtvater von Baumgarten war, absolut nicht öffentlich vor der Gemeinde zu urteilen berufen war.

Aber eben hier zeigt sich der Punkt, wo Baumgarten den wirklichen Verhältnissen nie gerecht geworden ist; das Recht geschichtlich gewordener Institutionen und mit diesem zugleich auch die Möglichkeit fehlerhafter Entscheidungen, da die das Amt bekleidenden Personen sündhafte Menschen sind, ist von ihm nicht genügend anerkannt worden. Wie in allen menschlichen Lebensordnungen, so giebt es auch in der Verwaltung der kirchlichen Dinge — und zwar unter *jeder Verfassung* — die Möglichkeit, daß dem Einzelnen aus diesem oder jenem Grunde durch alle Instanzen hindurch Unrecht geschieht. Das ist für den, den es trifft, unendlich schwer und bitter, aber es ist nicht möglich, ein solches Unrecht zum Maßstabe der Gesamtlage zu machen, in der sich die Kirche in Deutschland befindet, und die Schuld einzelner Personen, so lange sie nicht gesühnt ist, zu einer Gesamtschuld und gewissermaßen zu einem Bann der ganzen Christenheit zu machen. Das Tragische bei dieser Behandlung seiner Sache scheint mir das zu sein, daß er in den nächst beteiligten, schuldigen Kreisen durch sein starres Verfolgen seines Rechtes gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hat, als die war, nach der seine Seele verlangte. In kurzer Zeit hatte sich Baumgarten den Namen eines Querulanten verschafft. Durch sein Verhandeln der Sache vor der Oeffentlichkeit und die darauf folgenden Preßprozesse, die wiederholt mit seiner Bestrafung wegen Beleidigungen endeten, konnte er sich nur mit seinem guten Rechte ins Unrecht setzen. Gegen jene Deputationen von beliebigen holsteinischen Gemeinden, die sich auf die Reise begaben, um seinen Widersachern das Gewissen zu schärfen und Buße zu predigen, waren diese Männer in gutem Rechte, wenn sie ihnen die Thüre wiesen, und es war in der Ordnung, wenn der Großherzog von Mecklenburg die Entgegennahme irgend eines Schriftstückes von seiten dieser unberufenen Leute schlechtweg verweigerte. Daß ferner Baumgarten nun vor ganz Deutschland zu einem Ankläger der kirchlichen Zustände nicht in Mecklenburg allein, sondern weit über die Grenzen dieser Landeskirche hinaus wurde, daß er nun in den Gegnern des herrschenden kirchlichen Systems, wo er sie nur fand, Bundesgenossen erkannte und daher jene bei seiner theologischen und religiösen Stellung unnatürliche Verbrüderung mit dem Protestantenverein einging, das konnte nur dazu dienen, das Unrecht, das ihm geschehen, nachträglich in den *Schein* des Rechtes zu verwandeln.

Ich werde nie vergessen, wie mir, als ich einmal mit einem angesehenen Theologen der mecklenburgischen Kirche in tiefer Erregung über den Fall Baumgarten verhandeln wollte, die

kühle und selbstgewisse Antwort zu teil wurde: „Haben wir den Mann nicht richtig beurteilt? Sehen Sie nicht, wo er sich seine Genossen gesucht hat?“ Und doch muß jeder, der Baumgarten in jenen Jahren gekannt hat, ihm das Zeugnis geben, daß er auch unter diesen seinen Bundesgenossen seine Glaubensstellung nie verleugnet, nie sich in dieser Beziehung dem Geist, der dort wehte, anbequemt hat. Ich habe ihn auf einem der unglücklichsten Posten gesehen, auf dem er je gestanden. Als Wanderredner des Protestantenvereins hatte man ihn in eine kleine Stadt der Provinz Brandenburg berufen, und er stand dort vor einer Versammlung, in der die protestantenvereinliche Agitation doch wesentlich den unkirchlichen Liberalismus der Stadt auf die Beine gebracht hatte. In dieser Versammlung, die für das, was Baumgartens Seele bewegte, so gut wie gar kein Verständnis hatte, verkündete er mit der ihm eignen jugendfrischen Begeisterung sein Bekenntnis zu den Offenbarungen des dreieinigen Gottes und unterließ es nicht, die tiefen Töne seines Innenlebens erklingen zu lassen — beifällig von der Menge erst dann begrüßt, als er hernach von der Freiheit allem kirchlichen Zwange gegenüber redete und Luther als den Freiheitsapostel ins Feld führte. Mir wars an jenem Abend, als hätte ich den geblendeten Simson geschaut, wie er vor den Philistern auf der Harfe spielt.

Es ist öfters darauf hingewiesen worden, daß Baumgarten durch jenes starre Verfolgen seines Rechtes die reichen Gaben, die Gott ihm gegeben hatte, im wesentlichen fortan brach legte. Es ist ein großer Unterschied zwischen seiner schriftstellerischen Thätigkeit vor und nach jener Katastrophe. Seine wertvollen Beiträge zum Schriftverständnis gehören der Zeit an, in der er für seinen Beruf als akademischer Lehrer gearbeitet hat. Seine spätern Schriften ermüden den Leser gar bald, weil der Gedankenkreis so eng geworden und dieselben Melodien unermüdlich von ihm wiederholt werden. Auch in seinen Lebenserinnerungen macht sich in etwas diese Monotonie bemerkbar. Es ist mir beim Durchlesen aufgefallen, wie häufig er sich in den verschiednen Abschnitten wiederholt, wie namentlich auch gewisse Zitate aus der ältern oder der zeitgenössischen Litteratur bei ihm stereotyp geworden sind. Seine Erinnerungen bestehen wesentlich darin, daß er die ganze große Litteratur seiner eignen Veröffentlichungen und der im Kampf um seine Sache für und wider erschienenen Schriften in Auszügen am Leser vorüberziehen läßt. Ich verstehe daher wohl, daß Männer, die seinen Kampf in den fünfziger Jahren mit durchlebt und jene Streitschriften im Original gelesen haben, über diese Erinnerungen urteilen, daß nichts Neues aus ihnen zu gewinnen sei. Für uns andre, für die diese traurige Episode bereits der kirchengeschichtlichen Vergangenheit angehörte, als wir kirchlich mitzuleben begannen, ist es sehr erwünscht, aus der Feder Baumgartens selbst diese Darstellung der ganzen Tragödie bekommen zu haben. Für Schleswig-Holsteiner werden die ersten Kapitel, die seine Jugend und seine erste gesegnete Wirksamkeit in Kiel und in Schleswig behandeln, von doppeltem Interesse sein. Die Selbstbiographie des Schülers von Klaus Harms bietet hier manche Parallelen zu der bekannten jenes Meisters. Besondres Interesse gewährt die Charakteristik, die Ziegler am Schlusse hinzugefügt hat. Die Arbeit des Herausgebers hätte etwas sorgfältiger sein können. Nicht allein, daß eine ganze Menge Druckfehler, die in Eigennamen besonders störend sind, stehen geblieben sind; es ist auch gelegentlich das Manuskript Baumgartens nicht richtig verstanden worden. So lesen wir Band I, S. 86 den verwunderlichen Satz: „Während ich predigte, am Tage der Schlacht bei Idstedt, 25. Juli 1850, wurden wir morgens 3 ½ Uhr von den Kanonen geweckt.“ Die Worte: „Während ich predigte“ gehören natürlich zum vorangehenden Satze.

Trotz dieser kleinen Ausstellung seien diese Lebenserinnerungen allen empfohlen, die das Bild des wackern Schriftgelehrten in dankbarer Erinnerung tragen oder die einen Einblick in die Kirchenverwaltung Mecklenburgs seit den Tagen der Reaktion gewinnen wollen. Lehrreich ist das Buch auch da, wo man nur mit sehr geteilten Empfindungen oder mit direktem Widerspruch dem Verfasser folgen kann. G K

Das Heidentum in der römischen Kirche

Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Italiens

von Th. Trede

2

Als das Interessanteste in der Sammlung erscheinen mir die Kapitel, wo der Herr Verfasser aus eigner Beobachtung schildert, ganz besonders erwünscht auch die Entschiedenheit, mit der er dem neuesten Trugbilde von einer sklavenbefreienden römischen Kirche entgegentritt. Die großen Volksschäden des Lotto, der Camorra, des noch gar nicht ganz erloschenen Brigantaggio, des Wuchers sind so entsetzlich, wie man es sich nur vorstellen kann. Die Geringachtung des Lebens im täglichen Verkehr steht in schreiendem Gegensatz zu seiner Ueberschätzung durch das neue Strafgesetzbuch, das die Todesstrafe abgeschafft hat. Selbst wenn man der Ader von Sarazenenblut Rechnung trägt, die sich unzweifelhaft der süditalienischen Rasse beimischt, bleibt es unverständlich, wie rücksichtslos, wie kindisch eignes und fremdes Lebensglück zertrümmert wird. Jede Lokalzeitung strotzt von solchen Begebenheiten. Neulich noch kam ein Fall zur Verhandlung, der die Volksanschauung seltsam beleuchtet: Filomela hatte eine schöne Tochter Teresina. Der braune Beppo liebte diese. Die Mutter war ihm günstig. Der Tag der Hochzeit nahte; wolkenlos schien die Zukunft dem jungen Paar zu lächeln. Doch das Verhängnis kam, wo man es am wenigsten fürchtete. Die Sitte will nämlich, daß der junge Ehemann am Tage nach der Hochzeit der Mutter ein buntseidenes Kopftuch überreiche zum Zeichen seiner Ehrerbietung und seiner vollen Zufriedenheit mit der jungen Frau. Daran hatte Filomela den Beppo oft erinnert und ihn beschworen, es nicht zu vergessen. So saß sie nun schon früh am Morgen wartend am Fenster, aber kein Beppo erschien. Der Tag verging; die Huldigung blieb aus. Haßbrütend starrte sie hinaus, die Gevatterinnen schürten mit Hohn und Verdacht das Feuer. Reumütig erschien Beppo am zweiten Tage mit dem schönsten Tuch und beteuerte, daß nur der Taumel des Glückes ihn die schuldige Pflicht habe vergessen lassen. Zornig wies die Schwiegermutter ihn ab, finster blickte ihr schwarzes Auge ihm nach. Als San Gennaro wieder seiner Stadt sich günstig zeigte und tosender Jubel die Straße erfüllte, sank Beppo tot unter dem Messer zusammen, das Filomela dem Spielgenossen Totò in die Hand gedrückt hatte. — Nun irrt Teresina gestörten Gemütes am sonnigen Strande, die Mutter büßt im Zuchthaus für Frauen, Totò sitzt im Bagno von Nisida.

Ueber das Lotto gar könnte man ganz zahllose Erfahrungen hinzufügen. Der eigentümliche Aufruhr über die Nummer 57, der im Anhang I, S. 327 zu lesen steht, ist allerdings spezifisch Neapolitanisch und wurde von den hauptstädtischen Zeitungen auch als Kuriosum mitgeteilt. Aber im übrigen verhalten sich alle Städte, alle Menschen ziemlich gleich: Tod, Geburt, Abreise, Ankunft, Freude, Leid — alles hat seine Nummer und wird im Laufe der Woche von jedem verwertet. Das von Professor Reusch erwähnte kirchliche Verbot der Smorfia, des Zahlenbuches, kann nur dieses, nicht das Spiel selbst getroffen haben, denn das Spiel ist immer ein hochgeschätzter Einnahmequell des Kirchenstaates gewesen. Thatsächlich sind es häufig die Frati, die um Mitteilung guter Nummern gebeten werden und für deren Gewinn Messe lesen. Kürzlich redete ich mit einem Künstler darüber, der das italienische Volk kennt und lieb hat. Um mich milder zu stimmen sagte er: Denken Sie doch, wie traurig ist die Lage, wie kümmerlich sind die Verhältnisse des kleinen Mannes, ohne diese Aussicht auf Verbesserung, ohne diesen Hoffnungsschimmer wäre es gar zu trübe. Und manchmal wird er doch zur Wirklichkeit. Da war ein armer Junge Giovannino in den Castelli Romani, der diente in einem Wirtshaus. Er liebte ein blutarmes Mädchen, aber Aussicht auf Heiraten war von keiner Seite. Morgens stäubte er, wie es seines Amtes war, mit dem Federwedel die große Wirtsstube ab. Da stand in der Ecke ein heiliger Antonio. Wenn er nun an den kam, sagte er stets während des Abstäubens ganz andächtig: St. Antonio, St. Antonio, fatemi la grazia, helft mir, daß ich die Assuntina heiraten kann! Das hatte die Wirtsfrau gehört, schrieb in der Morgenfrühe fünf Nummern auf ein Papier und

steckte sie vorn auf die Statue. Kommt der Giovannino, sieht die, wirft den Federbesen fort, läuft wie besessen zur Lotteriebank, setzt die fünf Nummern, kehrt zum St. Antonio zurück: „Ich danke Euch, lieber heiliger Antonio, nun helft mir auch, daß eure schönen Nummern gewinnen.“ Und sie gewannen alle. Giovannino ward ein reicher Mann. Da machte sich die Wirtsfrau an ihn und erzählte ihm, daß sie die Nummern erfunden, daß er nun zum Dank ihre Tochter heiraten müsse. Er aber hörte nicht darauf, führte seine Assuntina heim, baute sich einen schönen Palazzo und kam mit genauer Mitteilung seiner Erlebnisse bei Pio Nono um den Marchese-Titel ein. Der Papst hatte eine kindische Freude darüber und gewährte ihm Titel und Wappen mit einem schönen Spruch, daraus zu ersehen war, wie er zu Wohlstand gekommen.

Der Wucher ist furchtbar — vielleicht womöglich noch schlimmer, als Trede ihn darstellt. Merkwürdigerweise sind es — in Sizilien sogar vorzugsweise — die Priester, die ihn betreiben, wie mir dort Erfahrene versichert haben. Entweder leihen sie Geld zu unerschwinglichen Zinsen, oder sie verpachten ihre großen Ländereien zu dem schwersten Pachtzins und saugen den Pächtern das Blut und das Mark aus. Ueber die Zustände auf dem Lande, in Kalabrien und der Basilikata sind die Aeußerungen selbst eines De Amicis sehr traurig. Wird doch die harte Arbeit dort noch erschwert durch Wassermangel und durch das Wohnen der Bauern in den Städten, woraus die ungeheuern Märsche zum Ackerfelde folgen. Daß die Leihhäuser, die doch Monte di Pietà heißen, so gar nicht ihrem Zwecke dienen und noch zu dem Unglück der kleinen Leute mithelfen, wird hoffentlich bald die Menschenfreunde aufmerksam machen. Eine gesunde wirtschaftliche Bewegung würde gewiß auch hierfür heilsam sein. Könnte man nur schneller die übeln Folgen hundertjähriger Mißregierung verwischen. Das Papstregiment sogut wie die Bourbonen thaten alles, um Handel und Industrie zurückzuhalten, zu verdächtigen, zu hindern. Folglich war das Beamtentum die einzig mögliche Form einer geachteten Stellung. Heute ohne Kapitalien, ohne Kohlen, ohne Wasserkraft ist es schwer für die aufstrebende Nation, in den Wettstreit der andern mit einzutreten. Immer noch ist das Streben nach Staatsstellen weitaus überwiegend. Bis zu den kleinsten Poststellen ist alles überfüllt. Wenn ein junger Mann dort um eine Stelle einkommt, erfährt er, daß er der zwölfhundertste Bewerber ist!

Auf eine tief unsittliche Regierung allein auch kann man die Camorra zurückführen. Ueber diese und die sizilianische Maffia ist neuerdings wieder viel geschrieben worden, als das Blutbad in New-Orleans daraus erklärt wurde. Im Jahrgange 1881 der Revue Suisse hat Mr. Peter sehr lehrreiche Artikel darüber veröffentlicht. Er, der französische Pastor, war einflußreichen Camorristen hilfreich gewesen und dadurch näher getreten. Sie ließen ihn zuweilen tiefer blicken und schützten ihn vorkommenden Falles. Ganz Genaues weiß man, glaube ich, noch immer nicht über die Verfassung dieser aller Stände umfassenden Verbrechergesellschaft. Alle zahlten ihr Zoll, um in Sicherheit vor ihr zu leben, und man kann heute noch nicht den Fuß nach Neapel setzen ohne die Empfindung, daß sie noch jetzt vollauf besteht. Ob es je der Regierung gelingen wird, dieses Uebel zu vertilgen? Ob es je erreichbar wird, aus dem Räuberneſt Artena eine gesittete Stadt zu machen? (Siehe Anhang III, S. 396.) Darin scheinen Gesetze der Vererbung und Kontinuität zu bestehen, die jeder Berechnung spotten.

Das Kapitel über den Kardinal Ruffo mit Erwähnung des Erdbebens von Kalabrien ist eines der interessantesten der Sammlung. Umso freudiger kann aber bei einer ähnlichen Katastrophe der Fortschritt der Gesittung, die Wohlthat einer einheitlichen Regierung bezeugt werden. Es war an einem Sonntag Abend des Jahres 1883, als das furchtbare Erdbeben über Casamicciola auf Ischia hereinbrach. Ein lieblicheres Fleckchen Erde kann es überhaupt nicht geben als diese Insel. Ein Kranz von Feigenbäumen und Reben schmiegt sich um den stattlichen Epomäo, der auf der Höhe weniger seinen vulkanischen Ursprung zeigt als in der Senkung nach Porto d'Ischia. Von oben liegt das ganze Küstenland, Gaeta, Capo Miseno, Neapel

mit dem Vesuv, Sorrento, ja die Berge des fernen Kalabriens vor dem entzückten Auge ausgebreitet. Unten zeugen mächtige Lavaströme von ungeheuern Ausbrüchen. Schwarz, noch in der Erstarrung entsetzlich liegen sie zwischen wuchernden Ginsterbüschen, die sich flammend gelb vom tiefblauen Himmel und Meer abheben. Das Meer — ja, wer preist das Mittelländische Meer je genug! Um Sonnenaufgang silbern, mit rosigen Reflexen, perlmutterfarbig in jungfräulichem Liebreiz. Tiefblau wie das Himmelsgewölbe am Morgen, bis die Sonne im Zenith alle Farbe verhüllt mit ihrem Flammenmantel. Rot wie ein Feuermeer, dunkelflüssig wie Oel, orangefarbig und violett am Abend, je nachdem der Glutball der Sonne hinabsteigt in die klare Flut oder sich mit Wolkengewändern umhüllt. Wie Schwalben fliegen die Fischerboote darüber hin mit weitausgespanntem, zwiefachem dreieckigem Segel und flattern abends heim mit der glitzernden Beute der Fischlein. Und in all die Wonne und die Pracht kam an jenem Abend das grauenvolle Verhängnis. In einem Augenblicke war aus dem rosigen Dämmerschein tiefe Finsternis geworden; in die grause Stille tönte nur das dumpfe Rollen der Mauerstücke und das erstickte Stoßgebet der Geängsteten, teilweise Verschütteten. Ein Fischer von Amalfi, der den Abend erst zum Besuch der öffentlichen Badeanstalt angekommen war, entfloh über die stürzenden Dächer und ruderte nackt wie er war nach Neapel. Um sechs Uhr früh war er dort, aber man glaubte ihm nicht das Entsetzliche. Erst auf eine zweite und dritte Kunde wurden die Kasernen alarmirt. Um Mittag kamen die Regimenter hinüber, und nun begann die regelrechte Rettungsarbeit. Wie bei den Ueberschwemmungen in Verona übertrafen die Soldaten sich selbst. Unter den stürzenden Balken und dem nachrollenden Schutt zogen sie die Verwundeten hervor. Die glühende Sonne verwandelte die Stätte bald wahrnehmbar in ein Leichenfeld, aber sie arbeiteten unverdrossen fort. Noch war das Graben und Aufräumen nicht vollendet, da kam König Umberto. An den drohendsten Punkten verlangte er die Rettungsarbeit zu prüfen, die Minister wollten ihm wehren. Was soll ich der Kammer und dem Lande sagen, meinte Depretis, wenn ich zugelassen, daß Eure Majestät sich solcher Gefahr aussetzt? Daß ich das Recht des freien Bürgers in Anspruch genommen, dahin zu gehen, wo ich es für Recht hielt! erwiederte Umberto. So sind denn viele, viele oft wunderbar errettet worden; über das große Totenfeld aber ward der Friedensgruß der Kirche gesprochen, und auf dem kleinen Campo Santo unter Rosen, Geranien und Oleandern ruhen die Fremden mit den Insulanern, den liebenswürdigsten der ganzen Küste zusammen. Unvollkommen ist ja natürlich vieles gewesen, beim Rettungswerk wie nachher bei der Verteilung der Gaben. Aber der gute Wille war doch da, Elemente der Gottes- und Menschenliebe haben in mannigfacher Weise zusammengewirkt, um die Wunden zu verbinden und den Schaden zu heilen.

Fortschritte sind unverkennbar, auch Fortschritte des Evangeliums. Diese allerdings so still und verborgen, daß man ihnen nachgehen muß, um sie zu gewahren. Das Zusammenleben mit evangelischen Christen thut darin auch seine Wirkung. Ein großes Erstaunen erlebt, wer dem Volke nahesteht, immer wieder über die Art, wie die katholische Kirche das Wissen austeilt und zurückhält, je nach Herkommen oder zu bestimmtem Zweck. Was der Verfasser über die Kinderlehre sagt, ist sprechend lebendig. Ganz so hörte ich neulich in St. Peter die jämmerlich auswendig gelernte Katechese eines jungen Seminaristen, der einen Kreis von Kindern aller Altersstufen um sich hatte und diesem die Ehrerbietung vor dem Priester aus der Geschichte von den Bären und Prophetenschülern einprägte. Gegenüber aber im andern Seitenschiff war „Dottrina“ für die alten Weiber des Pfarrbezirks, und der knüpfte an die Pfingstzeit logisch an und war ganz vortrefflich. Bei einer mir dienenden Negerin, die in Oberitalien unterrichtet und getauft worden, konnte ich beobachten, daß sie ganz klare, sittliche Begriffe und eine gründliche Kenntnis des Katechismus hatte, den sie in aller Demut als Richtschnur ihres Lebens anerkannte. Aber auch ihr, wie allen frommen Katholiken, stand die Madonna im Mittelpunkt. Das gilt nicht für einzelne Provinzen

Italiens, das gilt für den Katholizismus überhaupt. Sie ist heutzutage die Spenderin aller Gnaden, die vierte Person der Gottheit. Das vom Verfasser hierüber zusammengetragene Material kann unterschreiben, wer irgend mit dem katholischen Volke lebt. Typisch dafür, wie der Heiland dadurch verdrängt wird, ist ein kleines Erlebnis in der Waldenser-Schule: Hast du den Herrn Jesus lieb? fragt die Lehrerin. Nein! sagt die Kleine ganz kecklich. Aber warum nicht? fragt die Erstaunte. Weil er uns in die Hölle stößt! sagt das Kind. — Eine ganz gewöhnliche Frage, die wohlmeinende Leute an uns Evangelische richten, ist, ob wir Ostern feierten wie sie? Bei Gelegenheit einer eingehenden Antwort hierauf habe ich einmal die ganze Geschichte der Leidenswoche zusammenfassend der Fragenden erzählt und an ihrer atemlosen Spannung gemerkt, daß sie ihr gänzlich neu war, was sie mir auch dann ausdrücklich bestätigte. Es ist einem Waldenser Evangelisten in Südsizilien vorgekommen, daß er eine Gruppe von Männern an einem Brunnen traf. Sie holten mit Mühe aus der Tiefe das Wasser, und einer von ihnen sagte hoch aufatmend: So, damit habe ich meine Sünden abverdient. Der Evangelist ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, ihnen von dem Heiland zu zeugen, von „Cristo," der für unsre Sünde allein genug thun könne und genug gethan habe. Cristo, Cristo? sagten die Männer verwundert, wer mag denn das sein? Der Evangelist, den dies trotz vieler Erfahrung doch überraschte, fragte nun reihum, aber keiner kannte den Namen, nur einer meinte: „Es ist mir so dunkel, als hätte ich von dem Manne einmal gehört; aber was er gethan hat, weiß ich wahrhaftig nicht."

Wie der Herr so der Knecht! Was Wunder, daß der Apostel Paulus ein gänzlich Vergessener ist, vergessen in Pozzuoli, wo er italische Erde betrat wie in Rom, wo der Märtyrertod seiner wartete. Diese vom Verfasser empfundene Thatsache wird uns in Rom alljährlich bewußt, wenn der Tag di SS. Pietro e Paolo ausschließlich zur Feier des erstern wird, dessen Statue man mit den Papstgewändern schmückt, und selbst der Tag von St. Pauli Bekehrung vom Volke gänzlich unbeachtet dahingeht. Die römische Kirche hat keinen Platz für ihn.

Aber nicht des Volkes Schuld ist es. Das hat immer noch eine merkwürdige Empfänglichkeit für das Höchste, wenn es gelingt, diese zu erregen, ohne den Fanatismus zu wecken. So waren in Catania während der Cholera die kleinen Schüler der Waldenser-Schule die Tröster der Ihrigen, die ihnen die Liebe Gottes und seine Wundermacht verkündigten und auch Gehör fanden; so kann selbst in Neapel eine Grabrede vor großem Volke gehalten werden und einen hellen Wiederhall finden, wie denn eine der gerührten Zuhörerinnen zum Pfarrer sagte: Beato te, che tieni in corpo tutte queste belle parole! (Wohl dir, der du alle diese schönen Worte in dir hast!)

Die Untreue der Priester ist groß, und das Volk weiß es ganz gut. Zu unheilvoll ist, daß der Arme doch erst in zweiter Linie kommt: der Kirche opfern ist besser. Ich habe selbst erlebt, daß eine arme Witwe ihren letzten Soldo zum Priester trug, damit er eine Messe lese, auf daß ihr auf Todschlag verklagter Sohn freikomme. Er nahm ihn und sagte wie gewöhnlich: Ci penso io! (Ich sorge dafür.) Draußen auf dem Marktplatz aber kamen ihr die Gevatterinnen entgegen mit der Nachricht des Todesurteils. Sie brach zusammen, und ein mitleidiger Kutscher fuhr sie umsonst an ihre elende Wohnung. In Olevano ging ich einst an nebligem Novembermorgen durch den Ort. Die Wolken flatterten um die Höhen, die dunkeln Schweine liefen grunzend um mich her, da kamen zwei Männer keuchend bergauf mit schwarzer, halboffner Bahre. Sie trugen die Leiche einer armen Alten, deren Blößen kaum bedeckt waren, zu Grabe. Gleichmütig sahen die Dorfbewohner ihr nach. In höchster Entrüstung fragte ich: „Was soll das heißen? So begrabt ihr eure Toten? Wo ist der Priester?" Mit viel Achselzucken hieß es: „Worüber wundert sich die Signora? Ein Vaterunser kostet fünfzig Centesimi. Ohne die rührt der Priester sich nicht vom Fleck, und die hatte die Poverella nicht."

Aber es giebt auch andre Priester. Viele, die sich Gedanken und Zweifel fern halten mit dem einen Gegengrunde: „Der

Bischof muß es besser wissen; die Kirche trägt die Verantwortung, nicht ich." Wie jener französische Jurist, den Mariano in seiner Rede erwähnt: Si je suis dans l'erreur, c'est l'Eglise, qui en porte la responsabilité! Viele, die seufzen unter dem Kirchenregiment, das sie seit dem Garantiegesetze noch härter drückt als vorher, die ein warmes Herz fürs Vaterland und seine Not haben; einzelne, die hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit und die sich durchringen zur Klarheit und Wahrheit. Einen kenne ich — tief unten in der Sohle des italienischen Stiefels sitzt er —, der war gar Arciprete seines Ortes. Als er irre ward an seinem Beruf und nicht mehr glauben konnte, trat er eines Tages auf die Kanzel vor seine Gemeinde und sagte ihr in aller Sanftmut, er müsse sie verlassen und könne ihr Hirte nicht mehr sein, denn er sei nicht mehr überzeugt von dem, was er sie zu lehren habe. Lange forschte er in der Stille und suchte Rat bei dem Waldenser Pfarrer der nächsten Stadt, bis er zu einer gewissen Zuversicht und einem fröhlichen Glauben hindurchdrang, den er nun dieser selben Gemeinde, von der er damals schied, verkündigt. Diese aber hat ihm ihr herzliches Vertrauen dadurch erwiesen, daß sie ihn mehrfach zum Bürgermeister wählen wollte. Auf seine Bitten hat die Waldenser Behörde eine erste Mädchenschule dort gegründet, die blüht und gedeiht, und nicht nur Lesen und Schreiben, sondern die Liebe zum Herrn Jesus wird gepflegt. Ja die Schulen! wie viel wäre da zu leisten, wenn die evangelische Mission annähernd die Mittel besäße, worüber die Klosterschulen verfügen! Die städtischen Schulen, die übrigens auf vier Jahre obligatorisch sind, gelten mit Recht für überfüllt und nach der erzieherischen Seite mangelhaft. Daher so oft die unbegreifliche Schwäche bedeutender Denker und Patrioten, die ihre Kinder dennoch in die Jesuitenschulen schicken. Die evangelischen Schulen haben guten Ruf: den Waldensern z. B. bringt man die Kinder weit zahlreicher, als es die Räume gestatten; es ist kaum ein Lehrer, der nicht um Vergrößerung der Schule bittet. Hier liegt also wirklich ein ungemein segensreiches Arbeitsfeld, eines, das außerordentlicher Entwicklung fähig wäre, wenn es Freunde genug fände.

Wir alle, die wir unser Zelt in Italien aufgeschlagen, haben unvergeßliche Eindrücke landschaftlicher Schönheit als Hintergrund für heitere und strahlende Kirchenfeste, wie die Sammlung sie schildert. Sei es zu Ehren des heiligen Andreas von Amalfi, der so gerne den in rotem Damast prangenden Domherren voranzieht an das dunkelblaue Meer, um Stadt und Flut zu segnen; sei es San Ciro oder San Rocco, in den lieblichen Limonengärten und Olivenhainen von Vico Equense oder Atrani; sei es in den smaragdgrünen Thälern des lucchesischen Landes oder unter den hohen Tannen des Toskaner Appennin. Aber es sind nicht die einzigen Eindrücke und Bilder: manches Kirchlein steht in schattiger Heide an den Abhängen des Mont-Blanc, in der Sonnenglut am Etna und ladet zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit und pflegt das Kleine und arbeitet für die Zukunft. Aus den Abbruzzen ertönt der Ruf: „Kommt herüber und helft uns." In einsamem Herrenhause in Kalabrien falten sich betende Hände. Die lärmende Lustigkeit in Portici und Torre Annunciata kann es nicht hindern, daß nahe dabei ein gläubiges Gotteskind betend und fürbittend sich zum Abschiede rüstet. An die siebenhundert Sonntagsschulkinder in Florenz bei der Allianzfeier ist gewiß der Gruß jenes schwedischen Kindes nicht fruchtlos ergangen: „Die Sprache, die wir alle im Himmel sprechen werden, ist die Sprache der Liebe Gottes!" Er ists, dessen Treue stärker ist als Menschenwahn. Er hatte zu Pauli Zeiten ein großes Volk in der griechischen Hafenstadt Korinth. Er wird sich nicht unbezeugt lassen in der Magna Grecia, die er bisher getragen hat in göttlicher Geduld.

M S

Todsünden

Roman von Hermann Heiberg

Ueber den Titel bin ich nicht ins Klare gekommen. Von Sünde und Tod ist zwar viel im Roman die Rede, aber beides zusammen giebt doch noch keine Todsünden. Oder will der Verfasser sagen, daß die Sünden in der Erziehung die eigentlichen Todsünden sind?

Ein Edelmann, der ohne Liebe und Zucht aufgewachsen ist, hat in seiner Jugend ein leichtsinniges Leben geführt. Hernach kommt er durch eine günstige Heirat zu Wohlstand, und nun wird aus dem frühern Verschwender ein Geizhals. Die Habgier treibt ihn auf die Bahn des Verbrechens. Er ermordet eine reiche Kousine, deren Erbe er ist; die Frucht seines Verbrechens aber entgeht ihm, da ihn die Strafe des Himmels zuvor ereilt.

Es ist selbstverständlich noch viel Nebenwerk im Roman, Leben und Treiben der vornehmen Gesellschaft auf dem Lande, etwa in der Gegend zwischen Berlin und Hamburg, aber es tritt so wenig in den Vordergrund, daß es kaum zu deutlicher Anschauung kommt. Auch die Gegend errät man nur aus der Erwähnung einiger Städte und aus einigen eingestreuten plattdeutschen Brocken, die allerdings so schwerlich aus dem Munde eines Bauern gekommen sind. Alles Beiwerk im Roman muß dem einen Hauptzweck dienen, zu zeigen, wie das Verbrechen vom ersten flüchtigen Gedanken bis zur grausigen That reift. Und dies ist mit großer Seelenkunde geschildert. Jeder, der gewohnt ist, auf die Vorgänge in seinem Innern zu achten, wird zugeben, daß die rätselhafte Macht des Bösen oft in der dargestellten Weise über die Menschen kommt. Wer da nicht durch eine gute Erziehung in christlichen Grundsätzen festgewurzelt ist, wird wohl meist unterliegen, um so eher, wenn er von Natur kraftvoll veranlagt ist.

Die Entwicklung spannt unsre Teilnahme stark an. Ich habe den Roman zweimal gelesen und beide male in einem Zuge durch, aber ich kann nicht leugnen, daß ich beim zweitenmale nur mit Widerstreben daran gegangen bin. Mir graute davor. Das Buch wird deshalb sicherlich nicht in den Schatz der Bücher eingereiht werden, nach denen man immer wieder greift. Dazu ist es auch nicht bedeutend genug. Aber trotzdem kann ich nicht verstehen, warum eine kirchliche Zeitschrift es als ekelhaft bezeichnet. Die Sünde ist ja freilich ekelhaft; aber in gar mancher Predigt von dem streng orthodoxen Standpunkt dieser Zeitschrift findet sich die Sünde mit ähnlicher Naturwahrheit geschildert. Dazu kann man dem Roman nicht den leisesten Vorwurf machen, daß er mit der Sünde spiele. Schlüpfriges ist gar nicht drin. Unter diesem Gesichtspunkte würde man ihn selbst einem jungen Mädchen in die Hand geben können. Man kann ja niemals für die Wirkungen eines Romans einstehen; aber ich möchte vermuten, daß dieser in jedem ein Grauen vor der Macht des Bösen hinterlassen müßte.

Seine ganze Aufmerksamkeit richtet der Dichter auf die Zeichnung des Helden. Zwischendurch wirft er hie und da einen Strich hin, woraus der Leser sich unschwer ein Gegenbild von der falschen Entwicklung zusammenstellen wird, die er durchgemacht hat. Denn die Gestalt befremdet anfangs, und der Dichter muß das selbst gefühlt haben. Er stattet sie darum gleich von vornherein mit einem unheimlich klugen Munde, mit einem scharfknochigen, bartlosen Gesichte, mit den Zügen eines Verbrechers aus: alles zu dem Zweck, um den Leser auf die vom Dichter gewollte Spur zu zwingen. Hat man jedoch den ersten großen Sprung in die Welt des Dichters fertig gebracht, so geht hernach alles seinen geordneten Gang. Manche Einzelheiten in der Zeichnung der Charaktere erinnern an Reuter. Aber dem Ganzen fehlt der Reutersche Optimismus in Welt- und Lebensanschauung, oder wenn man will, seine Glaubensgewißheit. Und das ist auch der Grund, weshalb man sich zu dem Buche nicht hingezogen fühlt.

Damit soll gar nicht gesagt sein, daß Heiberg etwa ein Gegner der christlichen Weltanschauung wäre. Im Gegenteil zeigt er das Bestreben, sie für das Leben wirksam zu machen. Sein Roman ist von christlichen Gedanken getragen, nicht bloß sittlichen, sondern auch religiösen. Aber doch atmet man in seinem Buche nicht die erfrischende Luft des Glaubens, und seine Anschauung vom Evangelium ist an verschiednen Punkten stark verkürzt. Das Bild, das er gewinnt und wiedergiebt, ist deshalb zum Teil verzerrt. Es ist die gleiche Beobachtung, die wir an fast allen gebildeten Männern unsrer Zeit machen, und die Schuld fällt auf die mangelhafte religiöse Unterweisung, die sie in der Jugend empfangen haben. Eine Mahnung für uns, es besser zu machen!

Charakteristisch pflegt in dieser Beziehung zu sein, was für ein Bild man sich vom Geistlichen macht. Heibergs Pastor Höppner ist nicht gerade das Ideal eines Pfarrers. Er verfällt etwas dem Fluche der Lächerlichkeit, über den Heiberg an andrer Stelle sehr richtige Bemerkungen einflicht. Dieser Pastor Ja Ja, wie er genannt wird, ist eine stets verzeihende Seele. Er kann überhaupt nicht hassen; darum ist er auch kein Mann. Er thut mit seinem gutmütigen Gesicht, was seine Frau will. Er dienert viel und ist von äußerster Zuvorkommenheit gegen die adlige Gutsherrschaft und alle, die dazu gehören. Rauchen spielt in seinem Leben eine große Rolle. Was er raucht, darauf kommt es ihm allerdings nicht an. Von der Güte einer Zigarre versteht er so wenig, daß Herr von Brecken es wagen darf, ihm aus der „Leutekiste" anzubieten, während er selbst sich eine bessere Zigarre anbrennt. Kommt Pastor Höppner in die Lage, eine Zigarre anzubieten, so unterläßt er die Entschuldigung nicht, daß das Kraut zwar von geringer Güte sei und dem verwöhnten Gaumen des Gastes kaum behagen dürfte.

Dabei besitzt er die Herzenseinfalt eines Kindes, die Güte spricht aus seinen Augen, und Gutes thun ist sein Leben. Versöhnung zu stiften ist ihm Herzensdrang. Aber er hat wenig Glück damit. Sein Mangel an Menschenkenntnis, die Beschränktheit seines Blickes lassen ihn nicht zu viel seelsorgerlichem Geschick kommen. Er ist ein wahrhaftiger Mann; der Vorwurf, sein christlich scheinendes Haus sei nichts andres als ein nichtiger Bau scheinheiliger Ueberhebung, verwundet ihn in tiefster Seele. Aber er ist kein Mann. Alles in allem verhält er sich zu einem Manne nach dem Maße Christi, wie Nachsicht sich zu Vergebung verhält. Beiläufig gesagt, zwei Begriffe, die auch Heiberg vereinerleit.

Der durchschnittliche Pastorentypus des deutschen Romans ist (von Ausnahmen natürlich abgesehen) entweder der Heuchler oder der gutmütige Schwächling. Zu der letzten Art gehört Heibergs Pastor. Daß das Christentum für geeignet gehalten wird, gerade solche Charaktere (wenns überhaupt Charaktere sind) auszubilden, darf von solchen Leuten, die für den Geist Christi kein Verständnis haben, nicht wunder nehmen. Schon Lucian spottet darüber, wie es zur Zeit des Antoninus Pius einem Betrüger namens Peregrinus leicht geworden sei, die Christengemeinden auszubeuten, da er es mit lauter einfältigen Leuten zu thun gehabt habe. Aber Heiberg ist von einer böswilligen Absicht weit entfernt. Wie mag er also dazu gekommen sein, eine solche Karikatur zu zeichnen? Denn anders kann mans doch wohl nicht nennen. Daß jene Züge sich bei Pastoren finden mögen, leugne ich nicht. Es ist auch denkbar, daß irgend ein Pastor sie sämtlich in seiner Person vereinigt, obwohl mir ein solcher noch nicht vorgekommen ist. Aber der Typus des evangelischen Geistlichen ist es doch sicherlich nicht. Gewiß soll der Dichter nicht bloß Typen geben. Aber wenn in einem Roman nur ein Vertreter eines Standes vorkommt — eines Standes zumal, dessen Wirksamkeit und Ansehen doch für unser gesamtes Volksleben von größter Bedeutung ist —, so sollte alles Auffällige in der Zeichnung vermieden werden. Heibergs Schilderung aber läßt nicht auf eine genaue Kenntnis des Pastorenstandes schließen. Einzelne Züge, die ihm hie und da aufgefallen sind, hat er willkürlich zu einem Gesamtbilde vereinigt, dabei geleitet durch eine vorgefaßte falsche Meinung vom evangelischen Christentum.

Noch an einer andern Gedankengruppe des Romans wird das christliche Urteil Anstoß nehmen, es sind die Aeußerungen über die Berechtigung des Hasses. Ich kann es mir nicht versagen, eine bezeichnende Stelle, die ich als Heibergs eigne Meinung glaube ansehen zu dürfen, hier auszuschreiben:

> Der Gott, der selbst ein zorniger und eifriger Gott war, würde begreifen, daß man Rache übte. . . . Hatte Gott nicht selbst eine Hölle geschaffen mit Zittern und Zähneklappern für die Bösen? und sollte sein Geschöpf, der Mensch, sich des natürlichsten Triebes, des Hasses und der Vergeltung, entäußern?

Hierzu nur zweierlei, obwohl sich viel darüber sagen ließe. Der mit diesen Worten geschilderte Gott ist nicht der Vater Jesu Christi. Und Zorn über das Böse ist wohl die notwendige Kehrseite des Guten — Jesus selbst bewährt das —, niemals aber der Haß. Haß ist schlechthin unchristlich, und wer

etwa meint, wo kein Haß sei, da sei auch keine Liebe, der hat noch keinen Hauch von der Liebe verspürt.*) H-Zw

Die deutsche Alkoholfrage

3. Was wird durch die Alkoholproduktion der Volksernährung entzogen?

Obige Zahlen sind ja schon eine Antwort darauf, aber sie bedürfen der Erläuterung.

3 308 325 Doppelzentner Roggen brauchten die Brennereien; 1889 wurden im Reiche 53 634 260 Doppelzentner Roggen geerntet. Also ein Sechzehntel des deutschen Roggens wird dem Schnapse geopfert.

20 835 152 Doppelzentner Kartoffeln wurden ebenfalls von den Brennereien verschlungen; das ist ziemlich ein Dreizehntel der guten Kartoffelernte von 1889, denn diese betrug für das Reich 266 Millionen Doppelzentner.

12 436 300 Doppelzentner Gerste wanderten in die Brauereien; da 1889 in Deutschland 19 384 190 Doppelzentner geerntet wurden, so entfällt auf die Brauereien fast zwei Drittel der gesamten Gerstenernte.

Am deutlichsten sehen wir, wenn wir den Bedarf der Alkoholproduktion in Ackerland umsetzen.

Wir beginnen mit dem Weine. Wie schon erwähnt, beträgt das deutsche Rebland 120 935 Hektar, ungefähr eine Fläche wie Sachsen-Altenburg oder Waldeck.

Als Brantweinland rechnen wir die Felder, die 1889 3 308 000 Doppelzentner Roggen und 20 835 000 Doppelzentner Kartoffel hervorbrachten. Nach der Reichsstatistik erntete man in genanntem Jahre auf 1 Hektar 9,2 Doppelzentner Roggen oder 91,2 Doppelzentner Kartoffeln. Danach berechnen wir für 1889 348 731 Hektar Roggenland und 228 456 Hektar Kartoffelland, zusammen 577 187 Hektar Schnapsland. Wäre die Ernte an Kartoffeln und Roggen normal gewesen, so würden 588 056 Hektar herauskommen. Dies Brantweinland ist ziemlich so groß wie die Herzogtümer Braunschweig und Anhalt zusammen.

Die Gerstenernte betrug im genannten Jahre 11,5 Doppelzentner auf den Hektar; also kommt auf den Bedarf der Brauereien das ungeheure Gerstenfeld von 1 081 418 Hektaren. Von den 46 000 Hektar deutschen Hopfenlandes müssen wir 36 000 als im Dienste der deutschen Brauereien annehmen. So erhalten wir als deutsches Bierland 1 117 418 Hektar, wobei die Malzsurrogate noch gar nicht gerechnet sind. Das ist ziemlich soviel wie die sämtlichen thüringischen Staaten (Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, beide Schwarzburg, beide Reuß) zusammen an Flächeninhalt haben.

Wir rechnen nun zusammen:

120 935	Hektar Weinland,
577 187	Hektar Brantweinland,
1 081 418	Hektar Bierland,
1 779 540	Hektar oder 17 795 Quadratkilometer

fruchtbaren Bodens dienen der deutschen Alkoholproduktion. Wir sahen schon, daß dies Feld ebensogroß ist wie Waldeck, Braunschweig, Anhalt und die thüringischen Staaten zusammen; es steht etwa in der Mitte zwischen Württemberg (19 503 Quadratkilometer) und Baden (15 081) oder Sachsen (14 992). Es ist $^1/_{31}$ von dem Flächeninhalt des Reiches oder $^1/_{15}$ des deutschen Ackerlandes.

*) Der im Obigen besprochene Roman ist deshalb so ausführlich behandelt, weil er die erste Veröffentlichung des „Vereins der Bücherfreunde" bildet. Dieser Verein verspricht seinen Mitgliedern jährlich sechs bis acht in sich abgeschlossene Werke von zusammen etwa 150 Bogen zu 16 Seiten teils unterhaltenden, teils allgemeinverständlich-wissenschaftlichen Inhalts. Der Vierteljahrsbeitrag beträgt 3 Mk. 75 Pf. für die gehefteten, 4 Mk. 50 Pf. für die sehr geschmackvoll gebundnen Bände. Anmeldungen zum Beitritt nimmt jede Buchhandlung entgegen. Wir sprechen gleich hier den Wunsch aus, daß einerseits die Einleitungen zu den folgenden Bänden gediegener sein mögen als beim ersten Bande, und daß die unterhaltende Litteratur bevorzugt werde. Denn für populär-wissenschaftliche Litteratur wird sich schwerlich ein größerer Kreis gleichgerichteter Leser zusammenfinden. H-Zw

Was das bedeutet, wird vielleicht noch klarer, wenn wir uns einmal denken, dieses ganze große Feld sei mit Roggen bestanden und liefere 9,2 Doppelzentner Roggen auf dem Hektar, wie es 1889 der Fall war; in der Regel ist es mehr, nämlich 9,8. Dann erhalten wir eine Ernte von 1637 Millionen Kilogramm Roggen. Nun kosteten nach der Reichsstatistik durchschnittlich im Jahre 1890 1000 Kilogramm Roggen in Berlin im Großhandel 170 Mark; die Ernte unsers Feldes wäre also 278 Millionen Mark wert gewesen. Im Oktober 1891 hätte sie in Preußen nach einer Feststellung des königlich preußischen statistischen Büreaus 380 Millionen Mark im Großhandel gekostet. Aus diesem Roggen ließen sich 3274 Millionen Pfund Brot backen; wenn sich die 50 Millionen Einwohner des Reiches darein teilten, so kämen auf jeden $65^1/_2$ Pfund Brot, auf einen Haushalt von 8 Personen also 524 Pfund.

Um das Brot nochmals in Geld auszudrücken, nehmen wir an, ein Pfund Brot koste 14 Pfennige (es kostete im Herbst 1891 an manchen Orten bis zu 18 Pfennigen). So erhalten wir auf die Person 9 Mark 17 Pfge., auf einen Haushalt von 8 Personen 73 Mark 36 Pfge. und auf 50 Millionen Deutsche 458 Millionen Mark.

Ich wiederhole, was ich in meiner Schrift „Ein Weg aus der Brotnot" (Bremerhaven, Tienken; 50 Pfennige) ausgesprochen habe: „Auch ohne daß ich an das starke Wachstum unsrer Bevölkerung erinnere, kann sich jeder selbst ausdenken, wie eine solche Vermehrung unsrer Nahrungsmittel für die ärmeren Klassen ein großer sozialer und gesundheitlicher Fortschritt, für das ganze Reich ein Segen sein würde. Der wirtschaftliche Wohlstand der Nation kann auf keine andre Weise so sicher und so erheblich gesteigert werden, als durch die Indienststellung dieses Alkohollandes für Zwecke der menschlichen Ernährung."

4. Wieviel Arbeitskraft erfordert die Herstellung der alkoholischen Getränke?

Auf 120 935 Hektaren werden Reben zur Weinproduktion gebaut: wie viel Arbeitskräfte sind dazu nötig? Wie viel Arbeitskräfte braucht man ferner zur Pflege des Obstes, der Beeren und andern Stoffe, aus denen Wein sonst hergestellt wird? Und wenn man die Rohstoffe hat, wieviel Arbeitskräfte sind nötig zur Herstellung der Weine? Wieviel weiter zur Herstellung der dazu nötigen Geräte und Maschinen, dann der Fässer und Flaschen? Wieviel zur Versendung, zum Groß- und Kleinverkauf, wieviel der liebenswürdigen Weinreisenden?

Auf diese Frage kann ich nur recht unvollkommene Antwort geben. Nur über Elsaß-Lothringen, allerdings unser hauptsächlichstes Weinland, bin ich gut unterrichtet, nämlich durch die amtlich herausgegebene Schrift des Weingutsbesitzers Chr. Oberlin von Beblenheim „Der Weinbau in Elsaß-Lothringen" (Stat. Mitt. über Elsaß-Lothringen XVI.) Darnach waren 1878 in den Reichslanden 32 409 Hektar mit Reben bepflanzt; sie wurden von rund 91 000 Weingärtnern bebaut, woran etwa 86 000 die Eigentümer der Reben waren. Nehmen wir für ganz Deutschland dasselbe Verhältnis zwischen Land und Arbeitsbedarf an, so kommen wir auf 339 327 deutsche Weinbauer. Nach der deutschen Berufszählung von 1882 waren damals 2 541 Personen in der Schaum- und Obstweinfabrikation und in der Weinpflege beschäftigt; seitdem ist diese Zahl erheblich gestiegen. Für die übrigen an der Weinlieferung beteiligten Berufe besitze ich keine Zahlen. Wir können also als deutsche Weinarbeiter nur rund 342 000 Personen in Rechnung setzen.

Das deutsche Bierland ist, wie wir vorhin sahen, 1 081 418 Hektar groß. Nach Settegast sind zur Bearbeitung eines Hektars bei Fruchtwechselwirtschaft 120 bis 200 Arbeitstage notwendig; wir wollen die Mindestzahl 120 annehmen. Danach braucht dieses Bierland die Arbeit von 129 770 160 Arbeitstagen oder von 432 567 landwirtschaftlichen Arbeiten an 300 Tagen in jedem Jahre.

Hierzu kommen noch die Arbeiter, die die Geräte und Maschinen zur Bearbeitung dieses Landes liefern und das Vieh dazu aufziehen und pflegen, weiter die Aufseher, Inspektoren und sonstigen landwirtschaftlichen Beamten, die zu diesem Arbeiterheere gehören, dann die Fuhrleute, Bahnarbeiter, Bahn-

beamten, Schiffer, die den Transport des Gerstens und Hopfens in die Brauereien besorgen, auch die Händler und Kaufleute, die an der Lieferung der Aussaat, der Maschinen und dem Verkauf der Ernte beteiligt sind. Für alle diese weiß ich keine Zahlen anzugeben.

In der deutschen Mälzerei und Brauerei waren 1882 nach der großen deutschen Berufszählung 20555 Personen als Betriebsleiter, 3531 als Verwaltungsbeamte und 50131 als Arbeiter und Gehilfen beschäftigt, zusammen 74217. Seitdem ist die Bierproduktion von 39035000 auf 52420000 Hektoliter gestiegen, sodaß man dementsprechend auch eine Vermehrung des Personals der Mälzereien und Brauereien auf 111113 annehmen darf.

Danach kommen dann die Kaufleute, Reisenden, Fuhrleute, Bahnarbeiter, Bahnbeamten u. s. w., die den Verkehr zwischen den Brauereien und den Wirtschaften und Flaschenbierhandlungen unterhalten. Auch die Kohlenarbeiter dürfen wir nicht vergessen, die unter der Erde sich mühen, um die Kohlen für die Brauereien zu liefern. Nach der Reichsstatistik haben 1889 in 394 Steinkohlenwerken und 605 Braunkohlenschächten 271094 Bergarbeiter 849732000 Doppelzentner Kohlen gefördert; also kommen auf den früher erwähnten Brauereibedarf 8838 Bergarbeiter. Wieviel Bergbeamte dazu gehören, wieviel Fuhrleute, Bahnarbeiter, Bahnbeamte, Schiffer und Kaufleute, vermag ich wiederum nicht anzugeben.

Fassen wir zusammen: eine große Anzahl der Arbeiter, die bei der Herstellung des Bieres beteiligt sind, läßt sich zahlenmäßig nicht festsetzen; dagegen dürfen wir annehmen:

	432567	Bearbeiter des nötigen Ackerlandes,
	111113	Mälzer und Brauer,
	8838	Bergarbeiter,
zusammen	552518	Arbeitskräfte.

Also von 1000 Einwohnern des Reiches läßt sich bei 11 zahlenmäßig feststellen, daß sie an der Herstellung des Bieres ihre Arbeitskraft verwenden. Und wenn wir schätzen, daß es 1889 im Reiche $20\frac{1}{2}$ Millionen Erwerbsthätige gab (1882: 18,9), so finden wir, daß von 1000 Erwerbsthätigen 27 dem Biere dienten. Wohlverstanden: nur den wichtigsten Teilen der Herstellung des Bieres — die Diener des Genusses sind viel zahlreicher.

Diese Dienstleute des Bieres opfern nicht nur ihre Arbeitszeit und Arbeitskraft, sondern oft auch Gesundheit und Leben. In der Brauerei- und Mälzerei-Berufsgenossenschaft waren 1889 durchschnittlich 67123 Arbeiter gegen Unfall versichert; davon hatten 3689 bei ihrer Arbeit einen leichten Unfall, der sie weniger als 13 Wochen erwerbsunfähig machte, 717 erlitten einen schweren Unfall: darunter bleiben 156 dauernd völlig erwerbsunfähig, 92 Personen wurden getötet, ihre Witwen und Waisen waren 339 an Zahl. Von den oben aufgeführten landwirtschaftlichen Arbeitern hatten 1176 einen leichten Unfall (berechnet nach Maßgabe der Statistik für alle landwirtschaftlichen Arbeiter), 604 hatten einen schweren Unfall; 125 wurden getötet. Ebenso berechnen wir, daß von den Bergarbeitern der Brauereien jährlich 559 leicht verletzt, 74 schwer verletzt und 19 getötet werden.

Also damit die deutschen Biertrinker ihr Getränk erhalten, werden im Jahre 4939 Arbeiter leicht, 1146 schwer verletzt, darunter 184 getötet. Streng genommen noch mehr, denn es sind die Fuhrleute, Bahnbedienstete, die Hersteller der landwirtschaftlichen und Brauereimaschinen und manche andre hier nicht mitgerechnet.

Das deutsche Schnapsland ist 577187 Hektar groß; dazu gehören 69262440 Arbeitstage oder 230875 Arbeiter. Wir können wieder nicht angeben, wieviel Arbeiter für dieses Schnapsland die Geräte, Maschinen, Scheunen herstellen, wieviele das nötige Vieh aufziehen und pflegen, wieviel das Korn und die Kartoffeln in die Brennereien besorgen. In den deutschen Brennereien waren 1882 33125 Personen beschäftigt; 1889 waren in der Brennerei-Berufsgenossenschaft 42381 Personen versichert; wir wählen die niedrigere Zahl. Da wir wieder nicht berechnen können, wieviel Arbeit die Brennereien und ihre Einrichtungen kosten und wieviel Arbeit der Brantwein erfordert, ehe er aus der Brennerei in die Hand des Wirtes oder Kleinhändlers gelangt, so zählen wir nur zusammen:

230875	landwirtschaftliche Arbeiter,
33125	Brennereileiter und -Arbeiter
264000	Arbeitskräfte der Schnapsherstellung.

Auf die landwirtschaftlichen Arbeiter kommen nach der Unfallstatistik 1889 369 Leichtverletzte, 189 Schwerverletzte und 39 Getötete. In der Brennerei-Berufsgenossenschaft wurden 1889 gezählt 507 Leichtverletzte, 196 Schwerverletzte, worunter 20 Getötete. Die Herstellung des deutschen Brantweins kostet also jährlich 876 Leichtverletzte, 385 Schwerverletzte, 59 Tote.

Da wir unter Herstellung der alkoholischen Getränke die ganze Arbeit verstehen wollen, die an sie verwandt wird, bis sie in die Hände der Trinkenden gelangen, so müssen wir auch die Wirte und ihre Kellner und Kellnerinnen hinzurechnen. Es wurden bei der Berufszählung von 1882 im Reiche gezählt in den „Gewerben der Beherbergung und Erquickung" 254024 Geschäftsleiter, 1878 höheres Geschäftspersonal, 166556 Geschäftsbedienstete, zusammen 422458. Rechnen wir hiervon nur die Hälfte als Diener der Alkoholherstellung in unserm Sinne, und erhöhen wir diese Hälfte gemäß dem Wachstum der Bevölkerung seit 1882, so kommen wir auf 230000 Diener des Alkoholschankes. Dabei sind nicht gerechnet die vielen Tausende von Arbeitern, die die Schankstätten bauen, einrichten und in stand halten, es sind auch die vielen Ladenbesitzer und Ladendiener nicht gerechnet, die auch Bier, Schnaps oder Wein verkaufen.

Wieviel Gesundheit und Leben das Gewerbe der Schankwirtschaft kostet, darüber belehrt uns keine zuverlässige deutsche Statistik. Unfälle allerdings sind hier fast ausgeschlossen; die Vernichtung der Gesundheit und des Lebens geht hier allmählich vor sich. Langsam kann man nicht sagen, denn jeder Stammgast der Wirtschaften kann beobachten, wie erschreckend schnell die blühenden Kellnerinnen, die frischen Kellner, die robusten, wohlgenährten Wirte verschwinden. Vom Alkohol ganz abgesehen, müssen sie durch ihre Lebensweise schwindsüchtig werden oder sonst erkranken. In München ist kürzlich eine Statistik der Lebensdauer von Wirten, Bräuern und Kellnern von ärztlicher Seite an der Hand der städtischen Sterberegister versucht; doch scheint sie nicht viel zu lehren, denn erstens wenden sich viele Ehepaare erst in reiferen Jahren dem Wirtsgewerbe zu, können also trotz diesem ziemlich alt werden; andrerseits werden viele ehemalige Kellner und Kellnerinnen bei ihrem Tode unter andern Bezeichnungen aufgeführt. Immerhin ist es eine deutliche Lehre, wenn wir erfahren, daß bei den in München sterbenden Kellnern das Durchschnittsalter 35,8 Jahre beträgt, bei den Kellnerinnen sogar nur 26,8, während durchschnittlich die Münchner, die das zwanzigste Jahr erreicht haben, es bis auf $53\frac{1}{2}$ Jahre bringen.

Ein weiteres Zeugnis für die Gefährlichkeit insbesondre des Kellnerinnenberufes ist eine Eingabe, die der Vorstand der Berliner Ortskrankenkasse für das Gastwirtsgewerbe 1891 an das Polizeipräsidium gerichtet hat. Es wird darin ausgeführt, daß die Kasse trotz dem hohen Mitgliederbestande und den ziemlich hohen Beiträgen dem Verfalle entgegengehe, weil sie für die etwa 2500 Kellnerinnen, die der Kasse angehören, unerhörte Aufwendungen an Krankenunterstützung zu machen habe. Die meisten dieser Kellnerinnen sind unterleibs- und magenkrank. Ein ganzer Stamm von ihnen liege mit wenigen Unterbrechungen der Kasse dauernd zur Last. Kein Wunder, denn es sei erwiesen, daß in den sogenannten Animirkneipen tüchtiges Mittrinken Bedingung für die Anstellung der Kellnerin sei, und daß in solchen Lokalen eine Kellnerin täglich bis 30 Glas Bier und ebensoviele Cognacs zu sich zu nehmen habe!

Zusammen gerechnet erhalten wir als Arbeitskräfte der Alkoholherstellung

342000	Arbeiter an der Weinerzeugung,
432567	Bearbeiter des Bierlandes,
111113	Mälzer und Brauer,
8838	Bergarbeiter für den Kohlenbedarf der Brauereien,
230875	Bearbeiter des Branntweinlandes,
33125	Brenner,
230000	im Alkoholschank,
1388518.	

Also fast anderthalb Millionen arbeitender Menschen erfordert die deutsche Alkoholherstellung fortwährend, und dabei ist viele mittelbare Arbeit unberechnet. Wenn wir wiederum schätzen, daß es $20^{1}/_{2}$ Millionen Erwerbthätige im Reiche giebt, so müssen wir annehmen, daß etwa jeder vierzehnte erwerbthätige Deutsche für die Herstellung der alkoholischen Getränke arbeitet. Bde

Verschiedenes

(Die neueste Schrift Henry Drummonds) ist unter dem Titel The Programme of Christianity in englischer Ausgabe zu Weihnachten erschienen. Die erste Auflage ist 80000 Stücke stark, wiederum ein schöner Beweis, daß ernste, religiöse Bücher, wenn sie zugleich offenherzig und geschickt geschrieben sind, heute mit jeder Art unterhaltender oder belehrender Schriften den Wettkampf um äußeren Erfolg aufnehmen können. Die Laienprediger, wie Drummond in Schottland, Tolstoi in Rußland, der Verfasser der „Lebenserfahrungen eines Siebzigers" in Deutschland und mancher andre, sie gehören auch zum Fin de Siècle, und Gott sei dafür gedankt, daß wir sie haben! So verschieden sie sind, eines ist ihnen gemeinsam: sie predigen Christi Lebenslehre gegenüber dem Dogma der Kirche. Auch Drummond. Früher ein Liebling aller kirchlichen Kreise in Schottland und England, seit einiger Zeit von der Orthodoxie mit Mißtrauen und Besorgnis beobachtet, dürfte er es jetzt endlich mit allen gründlich verdorben haben, die das Heil in engherzigem Betonen von Glaubensformeln suchen. Dennoch eine erste Auflage von achtzigtausend. Freilich, ohne seine Keckheit in Gedankengang und Sprache wäre sie nicht möglich, nicht möglich ohne die radikale Modernisirung aller christlichen Ueberlieferung.

Christus hatte nach ihm ein „Programm." Er verlas es der staunenden Gemeinde in Nazareth aus Jesaias 61, 1—4: Armen die frohe Botschaft zu bringen u. s. w. Er wollte die ganze Welt umgestalten, wie fing er es an? Er — gründete einen Verein. Er nannte den Verein „das Reich Gottes" oder „das Himmelreich"; sein ganzes Bemühen ging dahin, diesen Verein bekannt zu geben, Mitglieder dafür zu werben. Er gewann nicht viele während seines irdischen Lebens, obwohl es in seiner Macht stand. Er rechnete mit Jahrtausenden, darum kümmerte er sich wenig um die Institutionen und die Menschen seiner Zeit; er schuf sich nur eine kleine Zahl von treuen Vereinsgenossen, die seine Gedanken erhalten und verbreiten sollten. Ich übersetze nun Drummonds eigne Darstellung, um eine charakteristische Probe der Schrift zu geben:

„Dieses Reich Gottes hat keine äußere Gestalt. Die üblichen Mittel der Propaganda für eine große Sache wurden von Christus gänzlich mißachtet. Das Schwert wies er zurück, Geld hatte er nicht, Litteratur schuf er nicht, die Kirche verleugnete ihn, der Staat kreuzigte ihn. Er pflanzte nur seine Ideale in die Herzen einiger armer Menschen und schickte sie in die Welt hinaus, diese Welt völlig umzugestalten. Das vollbrachten sie, indem sie sich Freunde und — Feinde erwarben. Sie gingen herum, thaten Gutes, streuten Saaten aus, starben und lebten von neuem in dem Leben derer, denen sie geholfen hatten. Diese neuen Menschen thaten das Gleiche, wenigstens ein Teil von ihnen. Sie kamen zusammen, beteten, redeten von Christus, liebten einander, verkehrten mit Freunden und gaben durch Thaten und Worte ihr Geheimnis weiter. Das »Reich Gottes« sucht seine Zwecke nur durch den sozialen Verkehr zu erreichen. . . . Und dies scheint auch die praktischste Methode, die man erdenken kann. . . . Um die Jahrhunderte zu überdauern, um die äußersten Enden der Erde zu erreichen, um festzustehen, wenn Königreiche zerschmettert werden, Zivilisationen vergehen, Kirchen zerfallen, Dogmen zerbröckeln, da gab es keinen andern Boden für das Reich Gottes als die Herzen gewöhnlicher Menschen. . . . Freilich, es giebt Versionen des Christentums, die jeder Geist, der sich selbst achtet, von sich weisen muß; Versionen so hart, so eng, so unreal, so supertheologisch, daß praktische Menschen darin weder einen Wirkungskreis für sich haben, noch eine Ruhestätte für ihre Gedanken finden können. Mit diesen haben wir nichts zu schaffen. Mit diesen hatte Christus nichts zu schaffen, außer daß er ihnen entgegenstrebte mit jeder That und jedem Worte seines Lebens. Zu selten bedenken die, welche das Christentum als engherzig, als unpraktisch, als scheinheilig, als griesgrämig verwerfen, daß alle diese Eigenschaften gerade von Christus ohne Unterlaß verurteilt und bekämpft wurden. . . . Das »Reich Gottes« ist eine Vereinigung der besten Menschen, die die besten Ziele mit den besten Mitteln zu erreichen streben. Die Mitgliederzahl kann niemand angeben, der Wirkungskreis ist die Welt. Es ist eine Republik, aber sie verehrt einen König, es ist eine Brüderschaft, aber sie hat Einen Vater, Gott. Es ist keine Philosophie, aber die Welt sucht Erleuchtung darin, es ist keine Politik, aber alles Große in den Gesetzen kommt daher. Es ist menschlicher als der Staat, denn es hat mit tieferen Bedürfnissen zu thun, es ist umfassender als die Kirche, denn es nimmt die auf, die die Kirche abweist. Es ist eine Propaganda, aber es arbeitet nicht durch Agitation, sondern durch Ideale. Es ist eine Religion, aber es sieht in dem wahren Gottesdienst wesentlich einen Dienst an den Menschen. Es ist keine wissenschaftliche Gesellschaft, aber die Losung lautet: Entwicklung. Es ist keine Ethik, aber es besitzt die Bergpredigt. Dieser geheimnisvolle Verein hat keinen Besitz, aber er giebt Reichtümer hinweg. Er läßt keine Berichte verfassen, denn die Weltgeschichte schreibt sie; kein Mitgliederverzeichnis, denn niemand wäre dazu imstande. Er kennt kein Eintrittsgeld, aber der Beitrag ist: soviel du hast und kannst. Der Verein kommt nie zusammen und wird nie vertagt. Seine Satzungen sind das eine Wort: Treue, seine Botschaft das eine Wort: Liebe." Bde.

(Zu Björnsons Ragni) macht uns eine Leserin unsers Blattes einige Bemerkungen, die wir dem weitern Leserkreise nicht vorenthalten mögen: „Mir kam es so vor, als sei Björnson durch die Wahrhaftigkeit seiner Erfassung und Darstellung des Lebens zum Anwalt der von ihm bekämpften Tendenz geworden. — Ragni war das Weib eines andern, wenn auch einer ekeln Karrikatur; sie hätte sich neben ihm nicht nur nie entwickelt, sondern wäre vielleicht geistig neben ihm untergegangen, sicherlich hingewelkt. Aber das Glück, das sie sich erringt, hat sie doch wie einen Raub davongetragen, es kann keinen Bestand haben. Oder ist es nicht so? Liegt nicht gerade bei einer sittlich und geistig so fein organisirten Natur der Todeskeim in diesem unbewußten Schuldgefühl, den allerdings die Lieblosigkeit, die Grausamkeit der Menschen zur Reife bringt? — Mir trat überwältigend hierbei entgegen, daß Gottes Gesetz ehern ist und nach dem subjektiven Glück der Einzelnen nicht fragt." (Kgl. Nr. 1.)

(Die Angelegenheit des Pastors Klein in Reinerz) ist durch die persönliche Dazwischenkunft des Oberkirchenratspräsidenten Barkhausen vollkommen zu Gunsten des Vielbeschuldigten und seines Werkes entschieden worden. Was die Vossische Zeitung darüber zu berichten weiß, bringt die heutige Chronik; hier begnügen wir uns fürs erste in der Erwartung weiterer Nachrichten mit dieser freudigen Mitteilung. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 3 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Meine Verlobung mit Fräulein **Elisabeth Axenfeld**, Tochter des Herrn Pfarrer J. Axenfeld und dessen Gemahlin Antonie geb. Link, zu Godesberg, beehre ich mich ergebenst bekannt zu geben.
Godesberg a. Rh., Neujahr 1892.
Richard Arnold, Vikar

Einen **cand. theol.** sucht als Hauslehrer zur Vorbereitung eines Sextaners für die Quarta und zur Beaufsichtigung eines die Schule besuchenden Quartaners.
Major Freiherr **von Knobelsdorf**.
Colmar i. Els.

Ein Pfarramtskandidat, der beide theol. Exam. bestanden hat, sucht für sofort Stellung als Haus- oder Institutslehrer. Gefl. Offerten **sub C. B.** der Expd. der Christl. Welt.

Chronik der Christlichen Welt

Postnummer 1367. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 2: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der evangelischen Kirche vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1891. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Beschlüsse der preußischen Generalsynode: 1. verschiedenen Inhalts, 2. betr. die Landeskirche, 3. betr. Synodales, 4. betr. Geistliche, Kandidaten, Kirchenbeamte, 5. betr. den Kultus, 6. betr. den Unterricht und die Schule, 7. betr. die innere Mission, 8. betr. Soziales, 9. betr. das Gesetz über das Pfarrwahlrecht der Kirchgemeinden, 10. betr. das Gesetz über die kirchliche Aufsicht über Vermögensverwaltung der Kirchgemeinden, 11. betr. das Gesetz über die Aufhebung der Stolgebühren für Taufe und Trauungen, 12. betr. das Gesetz über das Ruhegehalt der Geistlichen, 13. betr. das Gesetz über die Sterbe- und Gnadenzeit bei Pfarrstellen. — Versammlung der Gruppe der positiven Union in Berlin am 29. Dezember. In Sachen des Pfarrers Klein. Aus Baden. Evangelische im Auslande. Gustav-Adolf-Verein. Diaspora: Statistik der lutherischen Kirche der Vereinigten Staaten. Gustav-Adolf-Verein in Leipzig. Aus der Diaspora der Provinz Posen. Römische Kirche: Das päpstliche Budget für 1892. Heidenmission: Christenverfolgung in China. Innere Mission: Zur Statistik des Diakonissenwesens. „Der Samariter," Organ des Evangelischen Diakonissenhauses in Witten a. d. Ruhr. Verschiedenes. Personalien.

La Bocaina

St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage

allgemein beliebt

elegante volle Form

sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.

Preis per Mille Mark 72.—

verpackt in $^{1}/_{10}$-Kisten.

Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von

Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Gnadenberger Cigarren-Lager

Eugen Diel, Gnadenberg bei Bunzlau.

Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre

„Molly"

100 Stück 4 Mark.

Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig